

G e s c h i c h t e.

Historisch-politische Umschau. 4. Oktober.
Die Folgen des Sieges von Sedan bleiben nicht aus. Umsonst versuchte General Ducrot bei Villedieu und Montrouge mit dem Reste der französischen Linie und einigen Mobilgarden den vollständigen Abschluß des eisernen Gürtels zu verhindern, welchen die deutsche Heere um Paris gelegt haben. Ein Theil der Truppen löste sich auf und trug den Schrecken bis in das Innere von Paris. Weder die Fehler der Kriegsführung, noch die Niederlagen des französischen Heeres hatten bis jetzt der achtungsvollen Sprache einen merklichen Abbruch gethan, welche die Pariser Presse gewohnt ist gegen die Fahne Frankreichs und den Träger derselben, die Linie, zu beobachten. Man hatte ihr auch im Unglück die traditionelle Pietät bewahrt und alle Schuld auf die Korruption des Kaiserreiches, die ungenügende Vorbereitung zum Kriege und auf strategische Fehler geschoben, daneben auch das numerische Uebergewicht des Feindes in den einzelnen Schlachten in acht französischer Weise gewaltig übertrieben. Jetzt zum ersten Male änderte sich diese Sprache, als Paris selbst einige Linienregimenter, die Zuaven voran in aufgelöster Flucht, und die Bände der Disciplin in erschreckender Weise gelockert sah. Man schmähete die Linientruppen und lobte die Mobilgarden. Paris ist nicht nur eingeschlossen und isolirt, der schwache Hoffnungsschimmer, daß ihm das übrige Frankreich noch wirksame Hilfe bringen werde, wenn es sich längere Zeit halte, erlischt auch mehr und mehr. Der Fall von Toul hat die Eisenbahnverbindung von der deutschen Grenze bis zu den vor Paris stehenden Heeren frei gemacht. Der Fall von Straßburg gestattet den frei gewordenen Truppen in Verbindung mit neu gebildeten, eben jetzt nachgeschobenen Reservecorps in südlicher Richtung den Weg ins Innere Frankreichs zu nehmen, in Lyon und tiefer im Süden die Ansammlung von Rekruten und die

Organisation neuer Armee-corps im Keime zu zerstören.

Wie groß auch das Kriegsunglück Frankreichs ist, es ist vielleicht noch nicht das Schwerste, was seine Zukunft umhüllt. Die innere Entwicklung nimmt mehr und mehr den verhängnißvollen Gang, den wir früher andeuteten. Bei der Unmöglichkeit, den Sieger aufzuhalten, hätte es gegolten, das Unvermeidliche so schnell wie möglich zu thun. Die Opfer des Krieges, die Zugeständnisse, womit der Frieden zu erkaufen ist, wären dann nicht fortwährend gewachsen, der Ruin Frankreichs aufgehalten, sein politischer Wiederaufbau, die allmähliche Wiederherstellung seines Wohlstandes erleichtert worden. Auch hat in der That die „Regierung der nationalen Vertheidigung“ einen Anlauf in dieser Richtung unternommen. Durch England ward es vermittelt, daß sich J. Favre in das preussische Hauptquartier begeben und mit Graf Bismarck officiöse Besprechungen haben konnte. Es ist erlaubt anzunehmen, daß der erfolglose Verlauf derselben weniger in den Illusionen Favre's seinen letzten Grund hat, als in den Verwicklungen der gegenwärtigen Machthaber durch ihre feierlichen Erklärungen bei Uebernahme der Regierung, und in dem unheimlichen Druck, welchen die radikalsten Elemente von Paris auf sie ausüben, und je höher die äußere Gefahr steigt, um so mehr ausüben werden. J. Favre erfuhr von Graf Bismarck zunächst, daß in Beziehung auf Gebietsabtretung der Preis im Elsaß, in Deutsch-Lothringen und in dem nördlichen Theil des französischen Lothringens mit Metz, Chateau-Salins und Pont-à-Mousson bestehe. Daß Favre eine bestimmte Erklärung über diese Friedensbedingungen hinauszuschieben suchte, begreift sich, da sich die provisorische Regierung selbst kaum als genügend legitimirt betrachtet und auch Preußen einen formell bindenden Frieden nur mit einer definitiv

konstituirten Regierung abschließen will, also wenn nicht mit dem Kaiser, doch nur mit einer Regierung, welche von der einberufenen Constituante anerkannt sein wird. Schwere begreift es sich, daß Favre auch die Bedingungen zurückwies, unter denen Frankreich einen Waffenstillstand als Einleitung zu dem abzuschließenden Frieden haben konnte. Es handelte sich um die Uebergabe von Straßburg und Toul, und noch einer Festung, als welche zuerst Verdun, dann aber — und dies ist wohl das Richtige — Pfalzburg bezeichnet worden ist. Von französischer Seite ist behauptet worden, es sei außerdem auch die Uebergabe des Mont-Balérien bei Paris verlangt worden; von preussischer Seite ist dies in Abrede gestellt. Es scheint, daß dieses Verlangen anfangs für den Fall, daß sich die Constituante in Paris versammeln würde, gestellt worden ist, daß man aber preussischerseits bei der letzten entscheidenden Verhandlung nicht darauf zurückgekommen ist. In dieser Weise kann man auch den officiellen Bericht Favre's verstehen. Alle unparteiischen Stimmen, namentlich auch die Englands, haben die von Preußen bei Aufstellung dieser Bedingungen bewiesene Mäßigung anerkannt. Durch nichts aber konnte dieselbe augenscheinlicher dargethan werden als dadurch, daß wenige Tage nach diesen Verhandlungen Toul und Straßburg genöthigt waren zu capituliren. Am unbegreiflichsten von Allen aber ist die Sprache, in welcher Favre seinem Lande von dem Scheitern der Verhandlungen Bericht erstattet und zur Fortsetzung des Krieges aufgefordert hat. Er spricht von den indignirenden Ansprüchen des Feindes und kommt der Sache nach auf sein erstes Wort zurück, keinen Zollbreit Landes, keinen Stein einer Festung abzutreten. Mit dieser Sprache wendet er sich nicht an den besonnenen, mit Wirklichkeiten rechnenden Patriotismus, sondern an die Leidenschaften der Radikalen, unter deren Hochdruck er steht. Es ist wahrscheinlich, daß Frankreich diese den Verhältnissen so ganz und gar nicht angemessene Sprache sehr theuer zu bezahlen haben wird. Denn auch Thiers, der nunmehr bereits auf der Rückreise nach Frankreich ist, bringt seinem Lande aus London, Wien und Petersburg keine andere Botschaft zurück, als daß es auf eine Hilfe von außen nicht zu rechnen hat.

Schwere noch, wir wiederholen es, als die Schläge, welche der Krieg mit furchtbarer Wucht auf das vor Kurzem noch so stolze, so siegesgewisse Frankreich hat niederfallen lassen, ist die

Frage um das Schicksal, welches sich sein Volk bereiten wird, wenn es, vom äußeren Feinde befreit, sich selbst wiedergegeben ist. In Lyon, der zweiten Stadt des Reiches, hat sich die äußerste sociale Gefahr bereits an die Fersen der politischen Wirren gekettet, ebenso in Marseille. In welchem Maße dies in Paris der Fall ist, erfahren wir bei der Cernirung der Stadt und dem im Innern derselben herrschenden Kriegsgesetz nicht genau. Es gährt jeden Falles in der bedenklichsten Weise, ja es soll bereits zu Straßenkämpfen gekommen sein. Nichts beweist mehr, wie sehr schon Alles aus Rand und Band gegangen ist, als die neueste Proklamation Trochu's. Sie heftet öffentlich das Brandmal der Schande allen jenen Truppentheilen an, welche in den Kämpfen bei Montrouge, unbekümmert um das Kommandowort der Offiziere, statt die ihnen anvertrauten Waffen zu gebrauchen, unter läghaften Vorwänden die Flucht ergriffen; sie versucht es, durch die Kriegsgerichte, welche überall nach der vollen Strenge der Kriegsgesetze verfahren sollen, die Disciplin unter den Truppen wiederherzustellen — Die tüchtigsten Völker, die mächtigsten Staaten haben furchtbare Niederlagen über sich ergehen lassen und demüthigende Friedensverträge abschließen müssen. Aber sie haben sich wieder erhoben, wenn sich zu dem äußeren nicht auch der innere sociale und politische Bankrott gesellt hat. Wer jetzt auf die inneren Zustände Frankreichs, dieses Volfes die hochgradige nationale Einheit seines Volfes begünstigten Gemeinmens blickt, legt sich die tiefernste Frage vor: steht es am Beginn eines bremenden, aber heilsamen Selbsterkennungs- und Läuterungsprozesses, oder geräth es tiefer und tiefer in die innere Auflösung hinein. Welche definitive Regierung in der nächsten Zeit gebildet, wie durch dieselbe Frankreich von den augenblicklichen Wirralen erlöst werden wird, dies ist heute noch ebenso unklar wie vor wenigen Wochen. Die Erbschaft, welche die Republikaner antreten mußten, die in einem sehr ungeeigneten Moment nach den Zügeln griffen, ist so erdrückend, daß die Republik, auch wenn sie an sich in Frankreich lebensfähig wäre, jetzt vielleicht nicht einmal für die nächste Zeit zu allgemein anerkannter Herrschaft gebracht werden kann. Die Orleans haben bis jetzt keine Gelegenheit gefunden, sich der Nation durch ausgezeichnete Dienste bemerklieh zu machen, und es wird nunmehr eine solche auch nicht mehr leicht gefunden werden können. Immerhin ist zu beachten, daß der eine oder der andere

der Prinzen vielleicht in die Constituante gewählt wird, falls überhaupt eine solche noch zusammentritt und nicht schließlich der Senat und der Gesetzgebende Körper wieder einberufen wird.

Die Kandidatur des Herzogs von Anjou in der Charente, seine Erklärungen zu Gunsten der Republik und der Constituante erinnern an die Art und Weise, wie Louis Napoleon 1848 seine Laufbahn begann. Aber es wiederholt sich nicht Alles im Leben, und vor Allem fragt es sich noch um den Zusammentritt der Constituante. So drängt sich immer wieder der Gedanke auf, ob nicht doch Napoleon nochmals als Kaiser den siegreichen Heeren seines Feindes nach Paris folgt, den Frieden mit ihm abschließt und Ordnung in das jetzige Chaos zu bringen sucht. Aber dies wäre noch nicht die Lösung, welche Frankreich bedarf und welche Europa zu wünschen hat, dieses Europa, dessen Völker sich allmählig so nahe gerückt sind, daß ein Volk wie Frankreich nicht bleibend krank oder sich innerlich zersetzen kann, ohne daß die andern Völker darunter mitleiden. Es besteht nicht nur das große gemeinsame Verkehrsleben, dessen Lebensmark der sich überall erhaltende, verbreitende und erhöhende Wohlstand das Wachstum von Bildung und verständiger Arbeit ist, es besteht auch eine europäische Gemeinschaft der socialen Krankheitsstoffe, wenn sie auch hier üppiger, dort zur Zeit noch sparsamer vorkommen, hier unter einer älteren Civilisation mehr entwickelt, dort unter einer jüngeren Civilisation noch mehr zurückgehalten sind. Das zurückkehrende Kaiserthum wird die für das Gedeihen Frankreichs nöthige innere Lebenskraft immer mehr in sich und um sich wiederfinden. Es wäre im günstigsten Falle ein Behelf für die nächste Spanne Zeit. Das augenblickliche Auskunftsmitel braucht Frankreich freilich auch, aber was es im Grunde braucht, das ist der endliche Abschluß der ewigen Umwälzungen, die Festsetzung eines von der Nation getragenen, sich dauernd und stetig entwickelnden politischen Systems, es ist die sociale und politische Genesung.

Wir sind, wenn wir irgendwo in einem großen Staate wirre Zustände, politische, über einen längeren Zeitraum sich verbreitende Krankheiten gewahren, nicht gleich bei der Hand mit der Prophezeiung, daß das von solcher andauernden Zerrüttung heimgeführte Gemeinwesen nur noch ein ausbrennender Vulkan sei und unrettbar seinem Untergang entgegengehe. Wir erinnern uns der durch Jahrhunderte gehenden Aufstösung des deutschen Reiches, der Abbröckelung rein

deutscher Länder, der Verengerung unseres politischen und socialen Gesichtskreises und stellen dem die gegenwärtige Zeit zur Seite. Wir denken der unter den letzten Stuarts in England wie ein Krebschaden um sich fressenden Demoralisation, des würdelosen Zustandes nach außen, und der gewaltigen, fast durch zwei Menschenalter gehenden politischen Erschütterungen, welche man durchmachte, bevor wieder Stetigkeit in das Staatsleben kam, und der feste Grund für die spätere Größe und Blüthe gelegt war. Eingedenk dieser Lehren und im Bewußtsein der weit verwickelteren Bedingungen, unter welchen die neuere europäische Völker- und Staatenentwicklung im Gegensatz zur alten Zeit steht, wird man nicht zu leicht an der Zukunft Frankreichs verzweifeln dürfen. Wir meinen eine Zukunft, welche den inneren Umwälzungen sowie der weiter greifenden sittlichen Corruption ein Ziel setzt, wir meinen ein Volk, welches das rechte Maß für sich und für Andere findet, und dessen anstrebende Entwicklung den Frieden Europa's sichern hilft. Aber freilich der Blick auf die Gegenwart und auf eine mehr als achtzigjährige Vergangenheit rechtfertigt wenigstens den Zweifel, ob ein solches Hoffen nicht auf Sand gebaut ist. Wird, so fragt man sich, die Leidenschaft, mit welcher sich Frankreich in einen ungerechten Krieg gestürzt hat, sowie sein Kriegsunglück nicht seine innere Zersetzung beschleunigen, statt ihm eine ernste und nützliche Schule zu werden in der Arbeit für ein stetiges Staatsleben und für politische und sociale Zustände, die sich selber im Gleichgewicht halten? Jedenfalls ist der Reichthum Frankreichs, seine außerordentliche materielle Entwicklung während der beiden letzten Jahrzehnte nicht ausreichend, um für sich allein das Vertrauen auf Frankreichs Zukunft zu begründen. Wie auch die unmittelbaren Folgen des Krieges in Verbindung mit einer vorausgegangenen mangelhaften Ernte und der eine Zeit lang gewiß stark sinkenden Steuerkraft die Staatsfinanzen überbürden mögen, wie sehr auch der Volkswohlstand in Mitleidenschaft gezogen werden mag, die frühere schwunghafte und glänzende materielle Entwicklung kann zurückkehren. Ja wir glauben, Frankreich wird sich in dieser Beziehung schneller von dem gewaltigen Stoße, den es in seinem Leichtsinne sich selbst zugezogen hat, erholen, als man denkt. Nach einem Jahrzehnt wird der Handel, der Verkehr und die gesammte Produktion Frankreichs wahrscheinlich wieder ebenso werthvoll oder noch werthvoller

sein, wie zu der Zeit, als der Herzog von Gramont die unbesonnenen Worte auf der Tribüne sprach, welche das Signal für den ausbrechenden Kriegssturm wurden. Aber fortschreitende materielle Entwicklung, höher steigender Reichthum sind an sich nicht ausreichend die der Zukunft Frankreichs drohenden Gefahren zu beschwören. Der Sitz der Krankheit ist tiefer. Das Eigenthümliche im heutigen Frankreich ist, daß sich die Rehrseite der sehr hoch getriebenen materiellen Entwicklung des gewaltig anwachsenden Reichthums und Luxus mit älteren und neueren Schäden vermischt, die in dem Volkstemperament, in dem seit Menschenaltern aus den Jugen gebrachten und nie wieder recht fest gewordenen Staatsleben, in der dadurch genährten Unbeständigkeit und socialpolitischen Ausschweifung ihren Grund haben. Diese Schäden zu bannen, oder doch so weit zu vermindern, daß die unvermeidlichen Nachtheile großen Reichthums nicht übermächtig werden, jene sittliche und geistige Arbeit anzuregen, wodurch die Ausgeburten großen Wohllebens in Schranken gehalten werden, wodurch das rechte Gleichgewicht in dem Gesammtleben der Nation erhalten wird: dies ist die schwere, aber unerläßliche Aufgabe, an welcher die Zukunft Frankreichs hängt. Das alte Rom war nie reicher, sein Verkehr war nie entwickelter, seine großen industriellen Unternehmungen waren nie mehr im Schwung als zu der Zeit, da es schon unrettbar der inneren Auflösung entgegen-taumelte.

Von Neuem lenken die Ereignisse den Blick auf dieses ewige Rom, in welchem der Wanderer gleichsam den Flügelschlag der Weltgeschichte über sich zu hören glaubt, wenn er an allen Zeugen von zwei in ihrer Art einzigen Weltherrschaften vorübergeht, von denen die eine längst dahin gegangen und die andre noch im Kampfe liegt mit dem Geiste der Menschen, der schon weit und breit ein anderer geworden als der, welcher sie groß gezogen. Nicht den Fall des Papstthums als Mittelpunkt einer kirchlichen Weltherrschaft oder einer kosmopolitischen Weltkirche, sondern den Fall seiner staatlichen Souveränität sehen wir mit an, indem wir nunmehr Pius IX. auf die leoninische Stadt, d. h. auf den Vatikan mit einer kleinen Umgebung beschränkt finden. Nachdem er mit den Waffen einen schwachen vergeblichen Versuch zur Vertheidigung Roms und seiner weltlichen Herrschaft hatte machen lassen als Protest gegen die ihm angethane Gewalt, erklärt er sich, auf die leoninische

Stadt beschränkt, zu einem Gefangenen im eigenen Hause. Dies hat ihn nicht gehindert, zur Aufrechthaltung der Ordnung in dem ihm gebliebenen Bezirk eine Abtheilung italienischer Truppen kommen zu lassen. General Cadorna hatte den Befehl, dem Papste nicht nur persönlich als Souverän zu begegnen, sondern auch die italienischen Truppen die Grenze des leoninischen Stadtbezirkes nicht überschreiten zu lassen. Es bedurfte daher, bevor dies geschah, des ausdrücklichen Verlangens des Papstes. Nichts aber beweist augenscheinlicher, in welchem Maße heut zu Tage eine Theokratie unhaltbar ist, in welchem Grade die längst schon nur durch fremde Bayonnette gehaltene weltliche Herrschaft des Papstes von innen heraus morsch war, als daß der Papst nicht einmal unmittelbar um den Vatikan herum ohne fremde Hülfe die staatliche Ordnung aufrecht erhalten konnte.

Die Annexion des dem Papste bisher noch verbtriebenen Theiles des Kirchenstaates an das Königreich Italien nahm und nimmt im Wesentlichen dieselben Formen an wie die früheren Annexionen der übrigen italienischen Staaten. Einige mit besondrer Rücksicht auf den Papst anfangs versuchte schonendere Formen wurden durch die Macht der Verhältnisse auf die Seite geschoben. Die Befezung des römischen Gebiets erfolgte nur, so wurde erklärt, um dem Umsturz von außen und innen, dem Eindringen ungeordneter Schaaren zuvorzukommen, die Verwaltung solle den Städten selbständig überlassen und durch die von ihnen einzusetzenden Behörden geleitet werden. So wurde es auch in der That in den kleineren Städten gehalten. Als aber Rom mit Gewalt genommen war und in der von der Bürgerschaft eingesetzten Giunta die Mehrheit von den Radikalen gebildet wurde, ernannte der General Cadorna an ihrer Stelle eine andre Giunta, in welcher umgekehrt nur wenige Radikale neben der gemäßigteren Mehrheit sthen. Selbst diese gemäßigtere Giunta verwarf die von dem italienischen Ministerium vorgeschlagene Formel für das Annexionsplebisit, welches so lautete: „die Römer, vertrauend, daß Italien dem Papste alle nöthigen Garantien für seine religiöse Mission gewährt, wollen die Annexion an die konstitutionelle Monarchie Victor Emanuels und seiner Erben“. Unter Weglassung der religiösen Klausel ward die für die Einverleibung von Neapel angewendete Formel für die bevorstehende Abstimmung festgesetzt. Der Rest des Kirchenstaates mit Rom, allenfalls ohne

das nicht mitstimmende Leoninische Gebiet, wird also durch die bereits erfolgte Abstimmung, deren Ergebnis bald ziffermäßig bekannt werden wird, einfach zu einem Theil des Königreichs Italien erklärt. Was die staatliche Stellung des Papstes in der Leoninischen Stadt betrifft, so wird sich dieselbe der Sache nach bald auch in diesem engsten Gebiete auf den Begriff der Extraterritorialität für den Papst selbst sowie für das Kardinalskollegium beschränken. Eine Regierung, eine Art staatlicher Gewalt über Alles, was nicht zu seinem Haushalt gehört, über Bürger, sollten sie auch nur nach einigen Tausenden oder Hunderten zählen, wird ernstlich kaum mehr in Frage kommen können*). Die vor der Besetzung des Kirchenstaates dem Papste gemachten Anerbietungen: Uebernahme der Staatsschuld, Gewährung der päpstlichen Civilliste, der Einkünfte der Kardinäle, ungejährte Aufrechterhaltung aller kirchlichen Institute in Rom, Garantie vollkommener kirchlicher Unabhängigkeit haben den Papst nicht bestimmt, die Eroberung seines Gebietes durch seine Zustimmung zu legalisieren. Alle Fragen, worauf sich jene Anerbietungen bezogen, sind daher noch ungelöst, ein *modus vivendi* ist nicht gefunden. Pius IX. hat durch Wort und That gegen die ihm angethane Gewalt protestirt, er harrt aber im Vatikan aus und denkt vorerst nicht daran, außerhalb Roms seinen Sitz aufzurichten. Der Versuch der königlich italienischen Regierung, gütlich zu einem *modus vivendi* mit dem Papste zu kommen, soll durch General Lamarmora wieder aufgenommen werden. Vorerst ist an keinen Erfolg zu denken. Was die Stellung von Rom betrifft, so hat es General Cadorna in der Rede, mit welcher er am 24. September die von ihm ernannte Giunta, „diese würdigen Söhne des antiken römischen Senats“ auf dem Kapitol in ihr Amt einsetzte, eigentlich schon als Hauptstadt des Königreichs proklamirt.

Die Folgen, welche später und langsam aus der gewaltsamen Aufhebung des Kirchenstaates hervorzunehmen sind, werden noch bedeutungsvoller sein als der augenblickliche Umschwung, welchen das Ereigniß nach sich zieht. Für Italien bedeutet dasselbe den Abschluß des nationalen Einheitsstaates, für die Römer das Ende der Theokratie, die Unterordnung unter

eine weltliche Staatsgewalt, den Eintritt in den Rechtsstaat der neueren Zeit. Dies Alles liegt nahe und ist klar. Aber was bedeutet das Ereigniß für die Kirche, wie weit, wie tief werden seine Folgen jenseits der Grenzen Italiens dringen? Schweren Herzens müssen vom Standpunkt der römisch-katholischen Kirche alle Jene auf dieses Ereigniß blicken, welche in den Resten der mittelalterlichen Kompetenz der Kirche auf den Gebieten des Staates und der Schule ein wichtiges Hilfsmittel für die Erfüllung ihrer sittlich-religiösen Mission auch heute noch erkennen, welche diese Mission durch eine klare Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche gefährdet oder verflümmert glauben. Frohen Sinnes hingegen werden auch vom kirchlichen Standpunkt aus die Andern auf die Folgen dieses Gewaltaktes sehen. Unter den Andern versetzen wir hier nicht Diejenigen, welche selbst mit der Kirche gebrochen haben und welche dafür halten, daß auch in der Menschheit überhaupt die materialistische Welt- und Lebensanschauung mit Nutzen die Stelle der Kirche einnehmen könne. Wir meinen vielmehr Diejenigen, welche das wahre Heil der Kirche in ihrer Beschränkung auf dasjenige Gebiet sehen, welches ein immer breiter werdender Strom des öffentlichen Geistes heut zu Tage allein noch als das kirchlich-religiöse anerkennt. Nach ihrer Auffassung wird durch diese Beschränkung nicht nur der für die sittliche Entwicklung des Volkes so wichtige, für Staat und Kirche gleich nützliche innere Frieden geschaffen, es wird auch den grundsätzlichen Feinden jeder Kirche das wirksamste Mittel für die Ausbreitung ihrer Tendenzen genommen. Mehr noch, nach ihrer Auffassung, ist solche Beschränkung das sicherste Mittel für die sittliche und geistige Vertiefung der Kirche an Haupt und Gliedern, für einen erhöhten Einfluß derselben auf die ideale Erziehung des Menschengeschlechts. Ein scheinbarer Verlust, ist dieselbe ein wirklicher Gewinn für die Kirche, die ihre ganze Zukunftshoffnung nicht auf morsches zerbröckelndes Gestein, sondern auf lebensvolle Dinge gründen soll. Es ist einleuchtend, daß, wenn im Mittelpunkt der römisch-katholischen Kirche die dort auf die Spitze getriebene Verbindung kirchlicher und weltlicher Dinge fällt (dies Mal schwerlich mit der Aussicht auf eine Restauration), dies allmählig höchst folgenreich werden muß für den ganzen, bis zur Peripherie der katholischen Kirche reichenden kirchlich-politischen Streit.

Gegenüber den Ereignissen in Rom und Frankreich treten die Begebenheiten der übrigen

*) Wenn es richtig ist, daß in dem Leoninischen Stadtviertel zwar keine Stimmurnen aufgestellt wurden, den sich beschwerenden Einwohnern aber eröffnet ward, sie könnten in anderen Stadtbezirken mit abstimmen, so ist dies bereits sehr bezeichnend.

Welt sehr in den Hintergrund. Auch ist an sich aus Staaten wie Portugal und Spanien sowie aus England zur Zeit wenig zu berichten, aus dem einen nicht, weil daselbst Alles in dem festen guten Geleise sich fortbewegt ohne besondern Zwischenfall, aus den andern nicht, weil dort die alte Zerrüttung oder Ungewißheit fort-dauert, ohne daß man den Weg, der aus ihr herausführt, gefunden hätte.

Aber man wird, um den innern Zusammenhang zwischen den großen Dingen, die jetzt geschehen, und denen, welche sich vorbereiten, im Auge zu behalten, nach Osten zu blicken haben, auf die Zustände Oesterreichs und auf Rußland und die Türkei. Gewiß denkt Rußland nicht an eine Einmischung in den deutsch-französischen Krieg. Es wird auch die Aktion Preußens bei dem Friedensabschluß nicht wirksam behindern, da letzteres wohl eine entsprechende Gebietsabtretung durch Frankreich unbedingt festhalten, aber nicht an eine Zertrimmerung desselben, an das Herabdücken desselben zu einer Macht zweiten Ranges denken wird. Diese Stellung Rußlands ist mehr noch durch den überwältigenden Eindruck der Kriegereignisse als durch die Beziehungen der Höfe zu einander festgehalten worden. Aber die russische Presse und die öffentliche Stimmung wird doch in steigendem Maße von Mißgunst gegen die anwachsende preussisch-deutsche Macht durchdrungen. Da man diese gewaltige Machterweiterung nicht unmittelbar aufhalten will und kann, so verlangt man wenigstens auch für Rußland etwas, was seiner europäischen Stellung, seiner nach Westen gewendeten Politik Genüge thut. Man empfindet es wie eine Art Erniedrigung, daß, während die preussische Machtshäre sich beispiellos erweitert, während Deutschland sich in seiner größten Zeit aufrichtet, Rußland das Joch gebüdig forttragen soll, welches ihm der Pariser Frieden auferlegt hat, daß es nicht einmal die freie Bewegung auf dem seine südlichen Küsten bespülenden schwarzen Meere haben soll. Immer lauter ertönt daher der Ruf nach Zerbrechung dieses Joches. Dazu kommt nun die türkisch-persische Verwicklung und, was bedenklicher ist, die Türkei rüstet und auch Rußland rüstet. Bald werden die Rüstungen in Abrede gestellt, bald wird die Rüstung des einen Staates, so weit dieselbe nicht wohl abzuleugnen ist, als die Folge der Rüstung des andern Staates dargestellt. Wie Preußen und Oesterreich 1866 gethan, schiebt jeder Theil dem andern den Anfang der Rüstungen und damit eine ungerecht-

fertigte Provokation zu. Es ist leicht möglich, daß man den Rückschlag des Krieges am Rhein und an der Seine an der unteren Donau empfindet, und daß, bevor noch ein Jahr verstrichen, die orientalische Frage in Fluß kommt; denn auch Serbien, dessen Heeresmacht nicht ganz unbedeutend ist, rüstet und in Bosnien scheint es gewaltig zu gähren.

Es ist ein recht unbefriedigendes Schauspiel, welches Oesterreich inmitten dieser Dinge gibt. Eine verhältnißmäßig günstige materielle Entwicklung bei fortdauernden Verfassungswirren ist die österreichische Signatur in der gegenwärtigen Zeit. Das Uebelste ist, daß man nicht nur seit längerer Zeit in dem Verfassungs-Labyrinth feststeckt, sondern daß man auch noch nicht den Faden gefunden hat, der aus demselben herausführen kann. Statt der Entwirrung, welche sich das an die Stelle des Decemberministeriums tretende Ministerium Potozki zur Aufgabe stellt, hat man seit seinem Eintritte weit eher eine Verschlimmerung als eine Verbesserung der verfassungsmäßigen Zustände zu konstatiren. Es steht in der That ziemlich chaotisch in Westösterreich aus in Beziehung auf seine konstitutionelle Organisation. Der ungarischen Opposition war man durch die dualistische Gestaltung des Reiches Herr geworden. Nun hatte sich die slavische Opposition gegen die föderalistisch abgeschwächte parlamentarische Einheit Westösterreichs erhoben und gesteigert. Das Ministerium Hasner-Giskra hatte dieselbe weder konsequent mit Gewalt niederzuschlagen, noch hatte es das System ausgiebiger föderalistischer Koncessionen versucht. Das Ministerium Potozki schrieb dieses System auf seine Fahne, zugleich aber die Erhaltung des Grundgedankens der Verfassung, die parlamentarische Einheit, und daneben die Einführung direkter Reichsrathswahlen. Rücksichtlich der letzteren hat es bis jetzt noch keinen Schritt zu thun gewagt, aber auch rücksichtlich der föderalistischen Koncessionen ist es kaum über vage Allgemeinheiten hinausgekommen. Noch hat es keineswegs ein konkret entwickeltes Programm aufgestellt. Auf diese Weise ist es dahin gekommen, daß die slavische Opposition weniger leidenschaftlich geworden, aber rücksichtlich der Hauptpunkte keineswegs beseitigt ist. Die Polen, kopfscheu geworden durch die wichtigen Ereignisse auf dem Boden Frankreichs, haben zwar in den Reichsrath gewählt, aber zunächst nur für diesmal, ohne Präjudiz für die Zukunft. Die Deklarantepartei der Tschechen ist zwar in den Landtag Böhmens eingetreten (wo sie die Majorität hat in allen Fra-

gen, in denen der Feudaladel mit ihr geht), aber sie weigert sich bis jetzt, in den Reichsrath zu wählen. Auch das ganz vor Kurzem ergangene kaiserliche Reskript auf die Adresse des böhmischen Landtags scheint die gehoffte Wirkung zu verfehlen. Die in Aussicht gestellte Krönung des Kaisers als König von Böhmen in Prag, die Versicherung, daß an der Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit Böhmens festgehalten, und daß der Reichsrath bereit sein werde, die Rechte des Landtags zu erweitern, versangen bei den Tschechenführern nicht, so lange für die Durchführung der Reform auf den verfassungsmäßigen Weg verwiesen und vor Allem Beschicung des Reichsrathes verlangt wird. Die tschechische Opposition gipfelt in der Verneinung Westösterreichs als gemeinsamen parlamentarischen Staates. Sie verlangt Böhmen ähnlich wie Ungarn gestellt und eine erweiterte Delegation für alle Länder. Der unvollständige Reichsrath endlich hat gar keine Majorität, mit welcher eine Regierung rechnen kann. Bei den bisherigen Abstimmungen, die sich besonders um die Vertagung bis zu einer Vertretung Böhmens im Reichsrath (allenfalls durch Ausschreibung direkter Wahlen nach Maßgabe des Nothwahlgesetzes) drehen, hat bald die deutsche Verfassungspartei mit einer oder zwei Stimmen gesiegt, bald ist sie um ebenso viele Stimmen in der Minorität geblieben.

Es ist die Aufgabe, die Theilnahme der Slaven für die Neugestaltung der Monarchie zu gewinnen, aber die freundige Mitwirkung des deutsch-österreichischen Volksstammes nicht zu verlieren. Während man nun diese Theilnahme der Slaven noch lange nicht gewonnen und noch weniger sie bleibend gesichert hat, ist für die Monarchie die Gefahr bereits näher gerückt, auch diejenige Stütze zu verlieren, welche bisher das gesammte österreichische Staatsleben in dem deutschen Volksstamme gefunden hat. Die Zeichen dieser herannahenden Gefahr treten im parlamentarischen und im bürgerlichen Leben hervor, im ersteren all-gemeiner erkennbar, im letzteren weniger auffallend, aber vielleicht nur um so beachtenswerther. Nicht bloß die deutsche Seite des böhmischen Landtages, sondern auch die deutsche Verfassungspartei des österreichischen Reichsrathes hat für gewisse Fälle bereits den vollständigen oder den zeitweisen Austritt aus den Vertretungskörpern, welchen sie angehören, in Erwägung gezogen. Um einen recht trivialen Ausdruck zu gebrauchen, liegt die Sache so: Bei dem Oktoberdiplom und der Februarverfassung spielen wir nicht

mit, sagten die Ungarn, die Kroaten und bald noch Andere, namentlich die Tschechen. Bei der Decemberverfassung spielen wir nicht mit, sagten die Tschechen, dann auch die Polen und Andere. Endlich auf dem nun betretenen unformulirten Ausgleichswege sagen die Tschechen: wir wissen nicht, ob wir überhaupt, die Polen sagen, wir wissen nicht, wie lange, und die Deutschen sagen, wir wissen nicht, ob wir noch mit spielen, ob wir noch mitgehen können. Der Eindruck, welchen dieses zerrissene, in sich stochende konstitutionelle Leben, die Sisyphusarbeit der Verständigung der Völker im vielsprachigen Reiche, das vergebliche Ringen nach Einigung auf parlamentarischer Grundlage, die Bedrängniß der hergebrachten Stellung der Deutschen durch das Slaventhum Oesterreichs unter diesen Deutschen Westösterreichs hervorruft, ist leicht zu ermessen. Dem zur Seite steht nun der Deutsch-Oesterreicher die glänzenden Thaten der deutschen Heere auf dem Boden Frankreichs und das Wachstum des sich befestigenden und erweiternden preussisch-deutschen Nationalstaates. So kommt es, daß von Monat zu Monat der Procentsatz jener Deutsch-Oesterreicher zunimmt, welche auf die Umwandlung des öffentlichen Rechts in Deutschland nicht mit Mißgunst, sondern mit Freude blicken, für welche die Vollendung des preussisch-deutschen Bundesstaates oder auch Einheitsstaates nicht eine Sorge, sondern eine Hoffnung ist. Sie rechnen, daß, wenn die Dinge im Innern Oesterreichs sich wieder mehr klären und wenigstens leidlich gut gehen, und wenn dann Oesterreich und Deutschland nach Osten wie nach Westen eine solidarische Politik zu treiben lernen, dem Deutschthum in Oesterreich ein sicherer Stützpunkt, ein fester Hinterhalt gewonnen, und die naturgemäße Mission der aus der deutschen Ostmark erwachsenen Monarchie wieder gesichert ist. Sie rechnen aber auch weiter, daß, wenn die innere Entwicklung Oesterreichs eine verhängnißvollere Wendung für diese Monarchie nimmt, wenigstens den rein deutschen und den slawisch-deutschen Ländern derselben ein sicherer Hafen geöffnet ist. Der Kreis, in welchem das österreichische Staatsbewußtsein den Geist beherrscht, österreichische Vaterlandsliebe die Herzen erwärmt, wird unter den Deutsch-Oesterreichern ein engerer. Diese Gefühle sind noch mehr oder minder lebendig in den größeren aristokratischen Familien, deren Geschichte mit der Geschichte Oesterreichs innig verflochten ist, in einem Theile der Landbevölkerung, wo das Alte überhaupt fester sitzt und neuere geistige Strömungen nur langsam Ein-

gang finden, in einem Theile des Beamten- und Offizierstandes, aber, wie es uns scheint, kaum noch in dem größeren Theile dieser beiden Stände. Ueberall sonst verflüchtigen sie sich.

Es ist kein Zweifel, wenn nicht bald entweder die staatsrechtliche Opposition, welche die bestehende Verfassung verneint, unter dem Einfluß mächtiger Ereignisse niedergeworfen, oder eine die Deutschen und die wichtigsten slavischen Stämme im Wesentlichen befriedigende Verfassungsreform vereinbart wird, und zwar eine solche, die den Staat im Ganzen nicht zertrümmert, so stirbt mit der gegenwärtigen Verfassung auch der Parlamentarismus im diesseitigen Oesterreich wieder. Der gegenwärtige Zustand kann nicht Jahre lang dauern. Es bedarf dann gar keines Sturzes der Verfassung, sie wird von selbst unmöglich. Man hat dann auch so ziemlich den Kreislauf aller möglichen Versuche beendet. Nicht bloß der Gedanken der Selbstregierung der Völker ist dann im tiefsten Grunde erschüttert, auch der politische Zusammenhang des Reiches hat dann von Neuem einen gewaltigen Stoß erlitten. Es bleibt freilich die Einheit der Dynastie, es bleibt die Grundlage der pragmatischen Sanction, und man kann es wieder wie ehemals in Ungarn mit dem konstitutionellen und diesseits mit dem autokratischen (vielleicht lokal-autonomisch verbrämten) Regiment versuchen. Aber wie lange würde dies Bestand haben, jetzt, nachdem sich so Vieles in den Menschen, in den Völkern und in ihren gegenseitigen Beziehungen geändert hat?

Vielleicht bant das gegenwärtige Ministerium darauf, daß das Chaos, in welches der Kampf für und gegen die Verfassung das öffentliche Recht Oesterreichs mehr und mehr treibt, den widerstrebenden Elementen bald selbst die Augen über die herausbeschworenen Gefahren öffnen, den Boden für gegenseitiges Nachgeben und für eine fruchtbare Initiative ebnen werde. Diese Erwartung wäre sehr berechtigt, wenn in solchen politischen Kämpfen, wie sie jetzt durch die Völker Oesterreichs gehen, Vorurtheile, Leidenschaften und Antipathien oder Sympathien nicht oft stärker wären als das nüchterne Urtheil über den wahren und bleibenden eignen Vortheil. Die Polen und Tschechen namentlich hätten von ihrem besondern Standpunkt aus Ursache, vor der Perspektive etwas zurückzuschrecken, die sich eröffnet, wenn der nie endende Völkerhader den Abschluß einer allgemein anerkannten Verfassung in Oesterreich unmöglich macht, den Zusammenhang des Reiches mehr und mehr lockert und

zuletzt seinen Verfall herbeiführt. Sie werden in diesem Falle übler gebettet sein als der deutsche Stamm. Wohin sie auch fallen, ihre Eigenart wird weniger freien Spielraum haben, als sie im heutigen Oesterreich schon jetzt hat, und als sie in erhöhtem Maße erhält, wenn man zufrieden ist mit einzelnen Reformen der Verfassung in autonomer Richtung und nicht den Sturz der ganzen parlamentarischen Staatseinheit will. Aber ob ein ruhiges und weit-sichtiges Urtheil die Oberhand erhält, oder ob Vorurtheil und Leidenschaft die Streitenden und mit ihnen Oesterreich selbst einem düstern Verhängniß entgegentreiben wird, dies eben ist die Frage. v. Wydenbrugg.

J. von Döllinger und die liberale katholische Bewegung in Deutschland. III. (Schluß.) Es kann hier unmöglich Aufgabe sein, im Detail den bisherigen Verlauf des gegenwärtigen Concils vorzuführen; aber es kann und darf hier nicht unterlassen werden, wenigstens auf eine bereits vorliegende Concilschronik hinzuweisen, — schon darum nicht, weil die ultramontane Presse dieselbe fast mit Einstimmigkeit in nahe Beziehung zu dem Januskreife gebracht hat und noch fortwährend bringt. Sie hat dazu wohl ihre triftigen Gründe, wenn sie ihre Vermuthung aus dem Geiste dieser Chronik selber schöpft; denn es besteht in der That zwischen ihrem Geiste und dem Geiste des „Januskreifes“ die intimste Verwandtschaft. Wie sie den „echten Katholiken“ zeichnet, so zeichnet ihn wohl auch „Janus“. „Der echte Katholik“, heißt es darin, „kann die Liebe zu seiner Kirche nicht trennen von der Liebe zum Guten und Wahren. Er hält sich ebenso fern von der Lüge in der Geschichte wie von der Schmeichelei in der Gegenwart und ist durch eine tiefe moralische Klugheit von jenen geschieden, welche mit vollem Bewußtsein die Kirche durch die Sünde, die religiöse Wahrheit durch geschichtliche Lüge zu retten suchen.“ Es sind dies die „Römischen Briefe“ der „Allgemeinen Zeitung“ (z. B. in Separatlieferungen bei Obernburg in München erscheinend), deren eminenten Inhalt in der That auf eine eminente Autorschaft oder zum mindesten auf eine Bethheiligung solcher Kraft schließen lassen könnte. Sie sind um so bedeutungsvoller, als es ihnen allein gelungen ist, trotz des strengen Concilsheimnisses für die Verhandlungen im Concil einige Publicität zu erringen, resp. den römischen Machthabern abzutrotzen. Es ist ihnen von Anfang an möglich geworden, dem

hinter einem dichten Vorhang sich abspielenden Drama zu folgen, die Entzweiung der Prälaten und die Pressionen und Machinationen der römischen Kurie wider das unsüßsame Element zu charakterisiren und die tendenziösen Vorlagen der übrigen, auch interessirten Welt mitzutheilen. Wenn man der ultramontanen Presse, die selber aus Parteirücksicht nur Karikaturen oder ein nichtsjagendes Phrasengebrechsel (vergl. Münchener Pastoralblatt, Mainzer Journal, Univers u. a.) bringen konnte und wollte, Glauben schenkte, so wären die „Römischen Briefe“ freilich nur ein fortgesetztes Gewebe von Lügen, das aufzudecken nur wegen des Concilsgeheimnisses unmöglich sei, — als ob Pius zu einem für den heiligen Stuhl solch erspriesslichen Werke nicht gern alle möglichen Dispensen ertheilen würde, wenn er darum angegangen werden könnte. Wie es mit den Widerlegungen stehen muß, erkennt man schon daraus, daß die zwei traurigen Versuche des Bischofs Ketteler, dem es wahrhaftig näher läge, in Bezug auf die Unfehlbarkeitslehre seine subjektive Glaubensfestigkeit mit seiner conciliarischen Rede- und Handlungsweise endlich einmal aus dem, selbst einem Pio nono unbegreiflichen Widerspruch zu erlösen, in der gesammten ultramontanen Presse als Wunderkinder den gläubigen Gläubigen vorgezeigt wurden.

Schon die ersten Schritte und Anordnungen, welche Pius für das jetzige Concil getroffen, haben bewiesen, daß es nicht in der Form der alten freieren Concilien, auch nicht einmal in der des tridentinischen, gehalten werden sollte. Die Form der Concilsdekrete sollte wieder die sein, welche das Papstthum zur Zeit seiner mittelalterlichen Höhe eingeführt hatte. Nicht die ökumenische, im heiligen Geist rechtmäßig versammelte Synode soll verordnen und beschließen, sondern: Pius Episcopus servus servorum Dei, sacro approbante Concilio, ad perpetuam rei memoriam — der Papst ist der Urheber der Dekrete, der einzig entscheidende Gesetzgeber, der aus Courtoisie die Meinungen der Bischöfe sich äußern läßt, aber in souveräner Machtvollkommenheit zuletzt beschließt, was ihm gut dünkt. Aus diesen und anderen Gründen mußte bei dem nicht ganz servil gewordenen Theil des Episkopats, vom Moment der Einsichtnahme an, das vom Papst dem Concil aufoktrohirte Regolamento viele Unzufriedenheit erregen; denn die Absicht, dem Papst die Entscheidung, den Bischöfen nur die Rolle der Konsultoren zuzutheilen, trat darin ebenso naiv wie unabweislich hervor. Und sicherlich würde sogleich Widerspruch erfolgt sein, wenn

die Versammlung einigermaßen vorbereitet und wenn überhaupt Zeit zur Verständigung gegeben gewesen wäre. Die später, zu Anfang Januars, von einem Theil des französischen Episkopats eingereichte Petition um Abänderung der Geschäftsordnung beantwortete der Papst mit einfacher trockener Abweisung. Versuche, in der Kongregation gegen den Zwang der Geschäftsordnung zu protestiren, schlug der Präsident, Cardinal de Luca, mit der Erklärung nieder: der Papst habe es so angeordnet, und darüber dürfe nicht gesprochen werden. Die zweite Neuerung war die Umformung eines ökumenischen Concils zu einer geheimen Gesellschaft. Sonst kannte man keine mysteriöse Abschließung, die Beratungen wurden bei offenen Thüren und mit Zulassung Aller, die zuhören wollten, gepflogen; das Gegentheil findet auf der gegenwärtigen sogenannten ökumenischen Synode statt. Wer unparteiisch die Kirche in ihrer Katholicität erfaßt, der kann sich doch nimmermehr verbergen, daß gegenüber den durch diese Geheimthueri Ausgeschlossenen, sobald sie nur etwas nachzudenken anfangen, das kirchliche Lehramt an Wahrhaftigkeit und Treue verlieren muß. Das dritte schwer in die Waagschale fallende Moment wurde die Erdrückung der Minderheit durch die Infallibilistenmasse bei Besetzung der Concilsausschüsse. In den Glaubensauschuß (selbstverständlich der wichtigste) kamen weder Dupanloup, noch Hefele, wohl aber sämmtliche Koryphäen der Infallibilisten: Manning, Dechamps, Martin, Senefrey, Gasser von Brisen, de Preux von Sitten, Pie von Poitiers, Regnier von Cambridge, Cardoni, Spalding von Baltimore, Haffan der Armenier, Scharpmann, Ledochowski zc. Man kann aber dieses Moment erst dann recht würdigen, wenn man die den Ausschüssen zuertheilten Vorrechte ins Auge faßt. Das Recht der Bischöfe, Anträge zu stellen, ist rein illusorisch geworden dadurch, daß der Papst sich und der von ihm ernannten, aus den entschiedensten Infallibilisten bestehenden Kommission die Zulassung oder Verwerfung eines Antrags vorbehalten hat. Vicomte de Meaux sagt in einem Artikel des Pariser „Correspondant“: „Die Entwürfe sind zum Voraus gemacht, die Geschäftsordnung ist aufgenötigt (imposée), die Kommissionen sind gewählt vor jeder Berathung, nach officiellen Listen, durch eine disciplinirte Mehrheit, welche wie ein einziger Mann stimmt. In diesen Kommissionen ist die Minderheit nicht vertreten, andere Beratungen, als die der Generalkongregationen, finden außerhalb der Kommissionen nicht

statt. In diesen Kongregationen aber werden die Materien ganz neu gebracht und den 700 Mitgliedern ohne vorgängige Erläuterungen vorgelegt. Die Reden werden nur mit Mühe verstanden, und Aufzeichnungen, welche dann von den Vätern eingesehen werden könnten, gibt es nicht, so daß es also allen Bischöfen unmöglich ist, ihre Gedanken der besonnenen Prüfung ihrer Kollegen genau mitzuthemen. Auch das ist für den Gerechtigkeits Sinn, wie er im Großen und Ganzen das Konzil beherrscht, charakteristisch, daß ein Bischof, dessen Diözese (Breslau) mehr als ein und eine halbe-Million Katholiken in sich faßt, in keine einzige Kommission gewählt worden ist, während die 700,000 Einwohner des jetzigen Kirchenstaats durch 62 Bischöfe repräsentirt sind, und die Italiener überhaupt in allen Kommissionen die Hälfte oder zwei Drittheile bilden, so daß sie mit den handlangenden Spaniern diesseits und jenseits des Oceans die Herren und die berufenen Lehrmeister und Glaubensdiktatoren für alle zur Kirche gehörigen Nationen bilden. Sonst gilt der Grundsatz, daß dem rechten Lehren ein tüchtiges Lernen vorhergehen müsse. Wenn aber dem so ist, und wenn trotzdem diese Romanen die besten Glaubenslehrer sind, so müssen sie zweifelsohne und der Regel zum Troß als Lehrer schon geboren werden, denn in ganz Italien gibt es, mit Ausnahme Roms, nicht eine einzige wirkliche theologische Fakultät; Spanien behilft sich gleichfalls ohne höhere theologische Schule und ohne Theologie. Von der Unwissenheit dieser Romanen in allen geschichtlichen Dingen, von dem gänzlichen Mangel jener allgemeinen Bildung, die man in Deutschland als selbstverständlich an einem Priester oder Bischof voraussetzt, ist es schwer, sich einen Begriff zu machen.

Zu einem eigentlichen und offenkundigen Zusammenstoß der sich widerstreitenden Anschauungen unter den Konzilsvätern kam es zum ersten Male, als die Majorität in einer direkt an den Papst gerichteten Adresse ihrer Sehnsucht nach dem Unfehlbarkeitsdogma Ausdruck gab. Der „Römische Brief“ vom 8. Januar berichtet hierüber folgendermaßen: „An geheimen Kräften ist hier kein Mangel. Sie sind eben in voller Thätigkeit; denn eine Adresse wird kolportirt, welche den Papst bittet, mit dem Unfehlbarkeitsdogma nunmehr Ernst zu machen, und das Konzil zur Abstimmung über das bezügliche Dekret zu befähigen. Diesmal ist die Adressbewegung von zwei Deutschen, den Bischöfen Martin von Paderborn (dessen Sekretär der

Jesuitenpater Koh ist) und Senestrey von Regensburg, ausgegangen. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Wenn der Teich voll ist, können auch ein paar Maulwürfe, die sich durch den Damm hindurchgraben, eine Ueberschwemmung bewirken. Beide sind begreiflich ungeduldig geworden über die beharrliche rebellische Bestimmung der Mehrheit ihrer deutsch-österreichischen Kollegen, und suchen den Tag zu beschleunigen, an welchem sie, mit dem neuen Dogma in der Hand, als die spontan Gläubigen über ihre gezwungen gläubigen und erst im letzten Moment bekehrten Amtsrücker triumphiren können. Die Adresse schien gleich mit den Namen der Mehrheit auf die Welt gekommen zu sein; denn kaum erfuhr man etwas von ihrer Existenz, so versicherten schon Mermilod und andere Eingeweihte: sie trage bereits 500 Unterschriften. Ein so entschiedenes Vorgehen der Zufallsbilisten konnten natürlich die Gegner der Unfehlbarkeitslehre nimmermehr unbeachtet und unbeanstandet lassen, wollten sie nicht, daß ihr Schweigen von Papst, Kurie und übrigen Papisten mißdeutet wurde. Kardinal Schwarzenberg verbreitete alsbald eine Denkschrift, welche sich über die wirklichen Bedürfnisse der Kirche und gewisse dringend gewordene Reformen sehr verständig aussprach und die Verkehrtheit betonte, welche in der Forderung des Unfehlbarkeitsdogmas liege. Dasselbe hat Kardinal Rauscher seinerseits gethan. Und bald kam in den Reihen derjenigen Bischöfe, die sich zur Minderheit zählten, die Opposition in einen für die gesammte gebildete katholische Welt erfreulichen Fluß. Der „Römische Brief“ vom 15. Januar konnte schon melden: „Die verbündeten Deutschen und Ungarn haben eine vom Kardinal Rauscher entworfenen Adresse in der Hauptsache angenommen und sich am Sonntag, den 9. I. M., durch einen von 43 Namen unterzeichneten Revers verpflichtet, den Antrag auf die Dogmatisirung der römischen Unfehlbarkeit zu mißbilligen und ihn in konciliarischer Weise zu bekämpfen. An Klarheit, Entschiedenheit und Muth stehen die österreichischen Prälaten voran: Rauscher, Schwarzenberg, Haynald, Stroßmayer . . . Die Franzosen ihrerseits sind auch thätig. Neben Dupanloup äußern sich Place von Marseille, Meignan von Châlons, Landriot von Rheims (welcher gerade im entscheidenden Moment zur Majorität übergang), Ginoulhiac von Grenoble am entschiedensten; es sind etwa 35 Gleichgesinnte, und die Snopportunisten unter ihnen und unter den Deutschen gelangen doch allmählig zur Einsicht, daß ihre Stellung völlig

unhaltbar ist, daß, wenn sie darauf beharren, die Unfehlbarkeitsfrage zu einer bloßen Frage der Zeit und der Konvenienz zu machen, sie den Gegnern einen sicheren und leichten Sieg bereiten“. Sodann heißt es im Brief vom 2. Februar: „Der Widerspruch der Minderheit ist zwar, wie es nach den Antecedentien der letzten 20 Jahre kaum anders zu erwarten war, in Baumwolle eingewickelt, aber doch im Grunde sehr positiv. Die Adresse der 45 deutschen und ungarischen Bischöfe will, daß die Grenzen, wie sie bisher für die kirchliche Lehre vom Papst gezogen waren, nicht überschritten, und daß das Concil nicht genöthigt werde, in eine Diskussion der Gründe für und wider einzutreten, wobei allerdings vieles Bedenkliche zur Sprache kommen müßte. Die Definition würde selbst bei bessern Männern Feindschaft gegen die katholische Kirche erregen und zu Angriffen auf die Rechte derselben führen. . . . Auch die norditalienischen Bischöfe haben eine Adresse, die mit der deutschen im Wesen gleichlautend ist, beschließen. Die Adresse der Franzosen, welcher am 15. Januar 33 bei Kardinal Mathieu versammelte Bischöfe beitraten, ist im Text etwas verschieden von der deutschen, in der Hauptsache aber doch gleichen Inhalts. . . . Dazu kommen noch 17 Anglo-Amerikaner, welche die deutsche Adresse, aber mit Weglassung derselben Sätze, die auch in dem Text der französischen ausgefallen sind, angenommen haben; wogegen die Norditaliener dieselbe sich unverändert aneigneten. Auf solche Weise hat die Opposition gegen das Dogma einen univervellen, die verschiedensten Nationalitäten umfassenden Charakter erhalten“ — obwohl in der Minderheit von 200 zu 506. Und dieser Charakter tritt noch mehr zu Tage, wenn man sich die Repräsentation der einzelnen Nationen auf dem Concil vergegenwärtigt. Die 12 Millionen Katholiken des eigentlichen Deutschlands sind auf dem gegenwärtigen Concil mit 14 Stimmen vertreten, während Neapel und Sicilien 68 Vertreter und ungefähr ebenso viele die 700,000 Einwohner des jetzigen Kirchenstaats besitzen. Das Verhältniß ergibt ungefähr, daß in kirchlichen Dingen 20 Deutsche noch nicht so viel als ein Italiener gelten.

Raum war aus Rom die Nachricht von den Schritten der Majoritäts-Bischöfe des Concils, durch welche die Absichten der Kurie in Bezug auf die Dogmatisirung der Unfehlbarkeitslehre direkt gefördert werden sollten, nach Deutschland gedrungen, als es J. von Döllinger endlich für

gebeten erachtete, mit dem vollen Gewicht seines Namens, dem ein europäischer Ruf innewohnt, für die Anschauungen der Opposition in dieser Frage öffentlich einzustehen. Es war für die gebildeten und nicht ultramontanen Katholiken Deutschlands, ja man darf sagen Europa's, ein freudig begrüßtes Ereigniß, als die „Allgemeine Zeitung“ in Nr. 21 heurigen Jahres „Einige Worte über die Unfehlbarkeitsadresse“ mit des gelehrten Mannes Namensunterschrift brachte. Nicht bloß die gesammte Presse nahm hiervon als von einem Ereigniß Notiz, darin je nach dem Parteistandpunkt bald das Ergebniß hohen Muthes, bald freventlichen Widerspruchsgestalt findend, sondern auch viele gelehrte Korporationen. Schon unterm 23. Januar erging an den Reichsrath und Stifftsprobst von Döllinger von Seiten hervorragender Mitglieder der Breslauer Universität (Professoren der Theologie und Philosophie) eine Zustimmungsadresse ab; derselben folgten alsbald solche von den Universitäten Prag und Bonn, von der Akademie Münster, vom Lyceum in Braunsberg, im Namen des höheren Lehrstandes in Baden aus Freiburg im Breisgau; ferner von den Städten Köln, Rempten, Pforzheim, endlich aus dem Kreise Schleiden. Die Stadt München wollte ihm aus gleichem Anlasse das Ehrenbürgerrecht unterm 27. Januar ertheilen, welches aber Döllinger aus Gründen, die ihm die Zeitlage selbst darbot, höflich, aber entschieden ablehnen zu müssen glaubte. „Ich habe — heißt es in einer bezüglichen Erklärung Döllingers von gleichem Datum — den fraglichen Artikel veröffentlicht, weil ich mich dazu als öffentlicher Lehrer, als Senior der theologischen Professoren Deutschlands in einer gespannten Zeit und wahrhaft beängstigenden Lage dazu berufen glaubte. Ich habe es gethan in dem beruhigenden Bewußtsein, mit der großen Mehrheit der deutschen Bischöfe, zu welcher auch mein eigener verehrter Oberhirte gehört, im Wesen der Frage einig zu sein, und in dem Drange, das, was ich einst als Lehrer der Kirche empfangen, was ich 47 Jahre lang als solcher vorgetragen, nun am Abend meines Lebens in einem Momente drohender Verdunkelung oder Verunstaltung offen zu bekennen. Endlich auch — warum soll ich es nicht sagen? — in der Hoffnung, daß mein Wort, meine Hinweisung auf die Irrthümer eines durch 400 Unterschriften verbürgten Dogmats, selbst dort, wo gegenwärtig über die ganze Zukunft der Kirche entschieden werden soll, noch bevor die Würfel gefallen sind, vielleicht

doch einige Beachtung finden werde. Dabei handelt es sich aber um eine rein innere Angelegenheit der Kirche, und ich darf durchaus nicht die Hand dazu bieten, oder es auch nur, so weit es von mir abhängt, geschehen lassen, daß diese durchweg religiöse Frage ihrer naturgemäßen innerkirchlichen Stellung entrückt und in ein ihr fremdes Gebiet hinübergezogen werde.“ Was aber der so berüchtigt gewordene Artikel selbst nachweisen sollte, das faßt sich wohl in Folgendem zusammen: Die Veränderung in dem Glauben und der Lehre der Kirche, welche die Adreßbischöfe durchgeführt wissen wollen, wäre ein in der Geschichte der Kirche einzig dastehendes Ereignis; in 18 Jahrhunderten ist nichts Ähnliches vorgekommen. Es ist eine kirchliche Revolution, welche sie begehren, um so durchgreifender, als es sich hier um das Fundament handelt, welches den religiösen Glauben jedes Menschen künftig tragen und halten soll, als an die Stelle der ganzen, in Zeit und Raum unverfälschten Kirche ein einzelner Mensch, der Papst, gesetzt werden soll. Die Schuld dafür aber, daß die Kirche in diese schwere Versuchung hineingeführt worden sei, trafe vor Allen den Jesuitenorden, der seit mehreren Jahren, unterstützt von einem Anhang Gleichgesinnter, eine Agitation zu Gunsten des zu machenden Dogma's zugleich in Italien, Frankreich, Deutschland und England begonnen hat. Eine eigene religiöse Gesellschaft, zu dem Zwecke, für die Erlangung des neuen Dogma's zu beten und zu wirken, ist von den Jesuiten gegründet und öffentlich angekündigt worden; ihr Hauptorgan, die in Rom erscheinende „Civiltà“, hat es zum Voraus als die Hauptaufgabe des Concils bezeichnet, der harrenden Welt das Geschenk des fehlenden Glaubensartikels entgegen zu bringen; ihre „Laacher Stimmen“ und „Wiener Publikationen“ haben dasselbe Thema breit und in unermüdlicher Wiederholung erörtert.

Sobald die Literatur — so läßt sich unterm 11. Februar der Verfasser der „Römischen Briefe“ vernehmen — in den Gang des Concils wirksam einzugreifen begann, konnte die Krisis nicht lange ausbleiben; denn die Wissenschaft, die es nur mit der Wahrheit zu thun hat, kennt keine taktischen Rücksichten und macht den Bedürfnissen des Augenblicks keine Zugeständnisse. Sie führt die Diskussion unwiderstehlich zurück von der Theorie zur Thatsache, von dem dogmatischen Gebiet auf das historische. Schon Gratry's erster Brief, als er nach Rom gelangte, erweckte bei Vielen ein ernstes Nachdenken. Seine ge-

wandte Behandlung eines allgemein bekannten Materials, die wiederholte Anwendung jenes ersten Wortes: „Numquid indiget Deus mendacio vestro?“, die unverkennbare Anspielung bei seiner Eintheilung der Menschen in *viri veraces et viri mendaces* trugen dazu bei, die volle Bedeutung der Gegensätze klar zu machen — für Viele zum ersten Male. Döllingers unsanfte Kritik der Adresse war nicht geeignet, die aufgeregte Stimmung zu beruhigen. Die römische Partei, in der Hoffnung, die Opposition innerlich zu entzweien, ergriff die Handhabe, welche Döllingers Behauptung: er sei mit der Mehrzahl des deutschen Episkopats im Wesen der Frage einig, ihr darzubieten schien, und versuchte eine Gegenklärung der Bischöfe zu erwirken. Sowohl der Versuch, den Erzbischof von München zu einem Akt der Autorität zu bewegen, als auch ein in der Versammlung der deutschen Oppositionsbischöfe hervorgerufen scheiterten. Die Bischöfe erachteten es ihrer Stellung und Anschauung angemessener, den Kampf gegen die Münchener Schule der „Civiltà cattolica“ und dem Mainzer „Katholiken“ zu überlassen. Dem klugen Gegenmanöver einzelner deutscher Bischöfe gelang es, ohne Verlust und ohne Bruch in der Partei die schwierige Wendung durchzusetzen. Und keinen Tag zu früh! Denn nicht lange darnach wurde mittelst einer neu geschaffenen „verbesserten“ Geschäftsordnung eine vermehrte Pression auf die conciliare Freiheit in Anschlag genommen, und durch die Ausgabe des Schemata de ecclesia mit seinem infallibilistischen Inhalte die bisherige Zurückhaltung aufgegeben und hiedurch vor aller Welt bekannt, was von Anfang an für Papst, Kurie und Jesuiten eigentlicher Gegenstand des Concils gewesen. Dahin entpuppte sich das Wort Pius' IX.: „L'église doit être épurée“. Man ward an Faust gemahnt: Das also war des Pudels Kern! — ein unfehlbarer Papst.

In den „Römischen Briefen“ (d. d. 24. Febr.) findet sich bezüglich dieser Geschäftsordnung folgende Charakteristik: „Man hat wirklich allzu weit gehende Besorgnisse von der neuen Ordnung vor ihrer Erscheinung gehegt; die Sitzungen werden mehr als bloße Abstimmungen sein; man wird auch fernerhin noch Reden halten dürfen; die schriftlichen Erinnerungen werden nicht so geradezu in den Papierkorb geworfen werden; die Kommission wird Einsicht davon nehmen und sie, wenn es ihr gefällt, benutzen. Für das Decorum ist gesorgt. Aber — Alles wird entschieden durch die Kommission und bei den Abstimmungen durch einfache Mehrheit; die

Minderheit darf reden, aber nur so lange es die Kommission und Mehrheit anzuhören für gut findet. *Vae victis!* Das Konzil gehört den Italienern und den in prästabiler Harmonie mit ihnen verbundenen Spaniern; von hent ab noch ein Schema oder ein Stück desselben abwenden wollen, hiesse, dem Wasser verbieten, herabzukießen. Sämmtliche Anträge, welche die Minderheit auf Aenderung der Geschäftsordnung gestellt hatte, sind unberücksichtigt gelassen. Die neue Geschäftsordnung schien Vielen sehr geeignet, den innern Zwiespalt der Opposition an den Tag zu bringen. Die Annahme derselben war so viel als Annahme des Dogmas, um dessen willen ja das Konzil berufen worden war; wer hingegen die Geschäftsordnung verwarf, gab damit zu erkennen, daß er die Rechte der Bischöfe nicht aufgeben, die Infallibilität des Papstes also nicht anzuerkennen gesonnen sei. Allein die gehoffte und ersehnte Spaltung trat doch nur in sehr geringem Maße ein. Die Opposition protestirte gegen die Geschäftsordnung — unterm 4. März die Franzosen, unterm 6. die Deutschen. Es ist keine bloße Phrase, wenn die Bischöfe in der Protestation sagen: ihr Gewissen finde sich durch eine unerträgliche Last beschwert; es sei zu erwarten, daß die Dekumenicität des Konzils angefochten, die Autorität desselben bei dem Volke zu Grunde gerichtet werde. Sie finden die Bestimmung, daß über Glaubenslehren durch bloße Mehrheit der Kopfszahl entschieden werde, unerträglich, und sie erkennen zugleich, daß diese Frage, unter welchen Bedingungen ein allgemeines, alle Gläubigen im Gewissen verpflichtendes Glaubensdekret zu Stande gebracht werden könne, eine Frage von unermeßlicher Wichtigkeit und der Angelpunkt sei, um welchen das ganze Konzil sich drehe. Und in der That liegt darin, daß die neue Geschäftsordnung die stärksten Zweifel an dem wirklich ökumenischen Charakter des Konzils in allen denkenden Katholiken, vorzüglich bei allen Kennern der Konziliengeschichte, wachrufen muß, nicht die geringste Uebertreibung. Wenigstens wie zum Beleg dafür erschien schon unterm 9. d. M. Döllingers Artikel „Die neue Geschäftsordnung des Konzils und ihre theologische Bedeutung“. Döllinger unterzieht dies Vorgehen der römischen Kurie einer wahrhaft vernichtenden Kritik. Vorerst weist er darauf hin, daß es überhaupt in der Geschichte der Kirche noch nie dagewesen sei, daß man den versammelten Vätern ohne jede Theilnahme von ihrer Seite die Prozedur vorgeschrieben habe.

Sodann charakterisirt er dies aufgedrungene Regolamento nach seinen zwei Grundzügen: Einmal lege es alle Macht und allen Einfluß auf den Gang des Konzils in die Hände der präsidirenden Legaten und der Deputationen, so daß das Konzil selbst ihnen gegenüber machtlos und willenlos erscheine. Sodann sollen die wichtigsten Fragen des Glaubens und der Lehre durch einfache Mehrheit der Kopfszahl, durch Aufstehen und Sigensbleiben entschieden werden. Nun habe es aber seit 1800 Jahren in der Kirche, als Grundsatz gegolten, daß Dekrete über den Glauben und die Lehre nur mit einer, wenigstens moralischen, Stimmeneinhelligkeit votirt werden sollten. Dieser Grundsatz stehe mit dem ganzen System der katholischen Kirche im engsten Zusammenhang; denn nur diejenige Lehre, an welcher die drei unentbehrlichen Bedingungen der Universalität, der Perpetuität und des Consensus zutreffen, könne von dogmatischem Charakter sein. Eine Meinung also (wie die Unfehlbarkeitslehre), welche Jahrhunderte lang stets auf Widerspruch gestoßen und mit allen theologischen Waffen bestritten worden, also stets mindestens unsicher gewesen sei, könne nie, auch durch ein Concilium nicht, zur Dignität einer göttlich geoffenbarten Lehre erhoben werden — und ein Protest der Laien hiegegen wäre ebenso gerecht als notwendig, und sie erfüllten damit nur eine Pflicht gegen die Kirche. Ein solches Konzil würde nie und nimmer die Vertreterin der Gesamtkirche sein; denn die Kirche wird nicht von den Konzilien nach Parteimeinungen beschränkt, sondern von der Kirche und ihrem Geiste die Konzilien. „Sollte sich also zeigen — und darin liegt der Schwerpunkt des Döllingerschen Protestes —, daß auf dem Konzil keineswegs „die Ansicht der ganzen katholischen Welt zusammengetragen“ worden, daß vielmehr Mehrheitsbeschlüsse gefaßt worden seien, welche mit dem Glauben eines beträchtlichen Theils der Kirche im Widerspruch stehen, dann würden gewiß in der katholischen Welt die Fragen aufgeworfen werden: Haben unsere Bischöfe richtig Zeugniß gegeben von dem Glauben ihrer Diöcesen? und wenn nicht, sind sie wahrhaft frei gewesen? Oder wie kommt es, daß ihr Zeugniß nicht beachtet worden ist? daß sie majorisirt worden sind? Von den Antworten, die auf diese Fragen ertheilt werden, werden dann die ferneren Ereignisse in der Kirche bedingt sein. Und darum ist auch in der ganzen Kirche die vollste Publicität stets als zu einem Konzil gehörig gewahrt worden; denn es liegt der

gesamten christlichen Welt höchlich daran, nicht nur zu wissen, daß etwas dort beschlossen wird, sondern auch zu wissen, wie es beschlossen wird.“

Und wie beachtete die römische Kurie die bischöflichen Protestationen gegen die neue Geschäftsordnung? Als Antwort erfolgte schon am 6. März die Ausgabe des Dekretes über die Infallibilität. In dem Schema de ecclesia (cap. III) heißt es: Wir lehren und erklären: . . . „Daß ein Urtheilspruch des apostolischen Stuhls, über dessen Autorität keine höhere ist, von Niemandem verworfen werden kann, und daß Niemand befugt ist, über ein Urtheil desselben zu urtheilen. Darum irrt von dem rechten Pfade der Wahrheit ab, wer da behauptet: es sei gestattet, von den Urtheilsprüchen der römischen Päpste an ein ökumenisches Konzil als eine über dem römischen Papst stehende Autorität zu appelliren“. Und das Kap. IV besagt: . . . „Daher, unter Billigung des Konzils, lehren wir und erklären als Glaubensdogma: Der römische Papst . . . kann kraft des ihm verheißenen göttlichen Beistandes nicht irren, wenn er, des obersten Amtes als Lehrer aller Christen waltend, gemäß seiner apostolischen Autorität festsetzt, was in Dingen des Glaubens und der Sitten von der ganzen Kirche sowohl vom Glauben festzustellen, als auch dem Glauben zuwiderlaufend zu verwerfen sei; und solche Dekrete oder Aussprüche — als an und für sich unwiderruflich — sind von jeglichem Christen, sobald sie zu seiner Kunde gelangt, mit dem vollen Gehorsam des Glaubens aufzunehmen und zu halten“. — Die Bischöfe wußten schon drei Wochen vorher, durch eine Indiskretion von Ferrone, daß das Infallibilitätsdekret vorbereitet sei. Die Form aber, die extreme, unbedingte, wird für Viele eine Ueberraschung gewesen sein. Man konnte nicht recht glauben, daß der römische Stuhl sich zu einer so enormen Uebertreibung des Ehrgeizes offen bekennen und eine Schuld auf sich laden würde, die wohl von der katholischen Kirche abgewälzt werden kann, vom Papstthum aber nimmermehr. Durch die Vorlage dieses Dekrets in einem so kritischen Momente — gerade als die Dekumenicität des Konzils in Frage gestellt wurde — hat es „die Kurie verstanden“, wie der „Römische Brief XXVIII“ besagt, „ihrer Verachtung der Opposition einen so vollgültigen Ausdruck zu verleihen, daß auch die schärfsten und bittersten Worte nicht so viel Hohn und Spott in sich zu schließen im Stande wären, als diese ihre That“.

Die Absichten der Papisten und Jesuiten

waren nun nicht mehr zu verkennen. Es hätte wahrlich der Korrespondenz der „Unita cattolica“ vom 12. März aus Rom nicht mehr bedurft, daß die Bischöfe schaarenweise eine Petition an die Vorstehenden des Konzils unterzeichnen, worin sie fordern, daß der Artikel über die Infallibilität vor allen andern Materien zur Entscheidung vorgelegt werde, weil sie sich sehr, mit einem Schlag dem Standal der liberalen Katholiken und Gallikauer ein Ende zu machen. Es hätte wahrlich der weitgeschichtigen Deduktionen der „Civiltà“ nicht bedurft, daß es arger Irthum sei, bei Glaubensdekreten des Konzils moralische Einstimmigkeit für notwendig zu halten, — daß dies nichts sei als eine gallikanische Irrlehre; denn einfache Mehrheit der Stimmen genüge vollkommen, weil — in letzter Instanz es ja doch der Wille und die Stimme eines einzigen Mannes, nämlich des Papstes, sei, in welchem alle Kraft und Autorität der Entscheidung liegt. Gerade diese Absichten aber, nachdem sie einmal unverblümt ausgesprochen worden, konnten die Opposition nur in ihrem Widerstande und in dem Bewußtsein ihrer gerechten Sache festigen. Obiger Artikel der „Civiltà“, in terrorem geschrieben, that so wenig seine erwartete Wirkung, daß vielmehr von Tag zu Tag die Zahl der Gegenschriften und öffentlichen Erklärungen und die Zahl derer zuzunehmen drohte, die nicht mehr wohl mit einigem Anstande zur Mehrheit überlaufen konnte. Wenn die Kurie vielleicht geglaubt hatte, durch das Ausspielen ihres letzten Trumpfes die bisher hervorgetretene Meinungsverschiedenheit unter den Konzilsvätern zu verbannen, so hatte sie sich sehr getäuscht; denn gerade jetzt kam die Opposition zur — wenigstens vorübergehenden — Erkenntniß, daß sie durch eine unausfüllbare Kluft von der Majorität geschieden sei, wie der mittelalterliche Geist vom modernen. Das öffentliche Desaven der amerikanischen Erzbischöfe, Henrick von St. Louis und Purcell von Cincinnati, bezüglich der infallibilistischen Erklärungen Spaldings von Baltimore, die selbstverfaßten oder zum mindesten in Rom verbreiteten, das projektierte Dogma angreifenden Broschüren deutscher Bischöfe und Kardinäle, die in Rom eingeschmuggelte Schrift „Ce qui se passe au Concile“ u. a. m. waren nicht der Grund, sondern die Folgen des unheilvollen Risses.

Der Kampf innerhalb des Konzils war selbstverständlich weder durch die Mauern der Peterskirche, noch durch die der Stadt abgegrenzt — nur mit dem Unterschied, daß in Deutschland

der Ultramontanismus als Minorität, der Liberalismus als Majorität sich zeigte und zeigen wird; denn hier waren es eigentlich nur von der Kurie und der römischen Propaganda ins Land geworfene Vorposten von Römlingen und die extreme ultramontane Presse, welche sich für die Dogmenprojekte des heiligen Stuhles warm reden mochten — ohne ersichtliche weitere Wirkung. Der „Anti-Janus“ Hergenröthers vermochte dem „Janus“ nicht den geringsten Schaden zuzufügen; denn das wider „Janus“ geführte Raisonnement und Material war mehr gelehrt als überzeugend. Die Einwürfe Hergenröthers gaben Johannes Huber in seinem „Das Papstthum und der Staat“ und Dr. Friedrich in dem im „Bonner Literaturblatt“ (Nr. 10 ff. heurigen Jahres) erschienenen „Janus und Antijanus“ nur erwünschte Gelegenheit zu glänzenden Widerlegungen und neuen gewichtigen Einwürfen. Von noch geringerer Einfluß auf die Stimmung in Deutschland, als das Buch Hergenröthers sich erwies, waren die Schriften der Romanisten Scheeben und Merle und der Angriff Jörgs in den „Historisch-politischen Blättern“. Der Reinigungsversuch der Unschlbarkeitsadresse von ihren ganz groben und handgreiflichen Unwahrheiten und Entstellungen durch Hergenröthers „Die „Irthümer“ von mehr als vierhundert Bischöfen und ihr theologischer Censor“ wider Döllingers „Worte über die Unschlbarkeitsadresse“ mußte schon des „Janus“ wegen unwirksam bleiben. Stöckls oberflächliche Tiraden für die persönliche Unschlbarkeit des Papstes konnten höchstens eine humoristische Natur zu Entgegnungen reizen; das bedauerlichste Geschäft aber betrieb in ihren Berichten über den Verlauf des Concils die ultramontane Presse, welcher verschiedene Pastoralblätter mit bestem, wenn auch „auffälligem“ Beispiele vorangingen, weil manche unmöglich im Geiste ihrer Bischöfe schreiben konnten, welche ja auf dem Concil energisch zur Opposition hielten. — Um so viel größerer Sympathie waren in Deutschland jederzeit Diejenigen gewiß, welche im Geiste der conciliarischen Opposition schrieben und den Gebrechen und eingeschlachtenen Mißbräuchen der Kirche einen energischen Ausdruck gaben. Man erinnere sich nur beispielsweise an Dr. Seypps „Kirchliche Reformentwürfe, beginnend mit der Revision des Bibelskanons, ehrethetige Vorlage an das vatikanische Concil, München 1870“; desgleichen an das erste Stadium der Affaire des Paters Petrus Högl wider Pfarrer Dr. Westermayer. Die Schrift des Paters „Ist Döllinger

Häretiker?“ erlebte in Kurzem drei Auflagen; seine auf Befehl des Ordensgenerals unternommene Reise interessirte bezüglich des Ausgangs die ganze Welt, — bis dies plötzlich aufgetauchte Meteor in Folge seines weder durch innere, wissenschaftliche Ueberzeugung, ja nicht einmal durch äußerlichen Zwang herbeigeführten Widerrufs ebenso plötzlich für die Welt wieder erlosch. Namentlich aber ist das Verhalten von Bayerns König, Ludwig II., der von echt deutschem Geiste durchdrungen trotz tiefer Religiosität sich mehr als einmal offen gegen die gegenwärtigen römisch-jesuitischen Ziele in Sachen des Glaubens, der Sitten und Politik erklärt und in eigenhändigen Handbilletts an Stiftpfropf von Döllinger und Professor Joh. Huber seine Uebereinstimmung mit der deutschen Opposition gegen das Gelüste der Romanisirung des Christenthums dokumentirt hat, ebenso sehr an sich als für die deutsche Kirche bedeutungsvoll gewesen und wird es bleiben.

Im Februar d. J. erschienen in der „Allgemeinen Zeitung“ „Die Freiheiten der französischen Kirche“ von Dr. Joh. Huber. Die Geschichte, sagt man, ist die beste Lehrerin; und in der That läßt sich wohl keine bessere Lehre aus irgend welchem kirchenhistorischen Material ziehen, als gerade aus dem achtungsgebietenden Ringen der französischen Kirche mit dem würgenden papistischen Absolutismus und aus dem endlichen, durch unabwendbare Gegengewichte herbeigeführten Erliegen des Gallikanismus und Siegen der ultramontanen Tendenzen. Es ist wie eine häusliche Angelegenheit — schreibt der Verfasser —, was der französische Episkopat auf dem gegenwärtigen Concil vertritt, wenn er gegen die päpstliche Unschlbarkeit kämpft, — weil mit diesem dogmatischen Dekrete auf die ruhmreiche Geschichte der französischen Kirche, auf ihre Thaten auf den reformatorischen Concilien von Pisa, Konstanz und Basel, auf die feierlichen Erklärungen ihrer Versammlungen, endlich auf die Namen ihrer größten Gelehrten und Prälaten der Schatten heterodoxer Doktrinen und Bestrebungen fallen müßte. Es hat die französische Kirche in den Zeiten ihrer Größe so energisch für die Freiheit der kirchlichen Verfassung und wider das alte Gelüste eines absolutistischen Papstthums plädirt, daß schon Angesichts dieses historischen Faktums niemals ein der Kirche aufgedrungenes Dogma, das den kirchlichen principaus in ein imperium der extremsten Sorte verwandeln würde, als zu Recht bestehend anerkannt werden darf. Noch ein-

dringlicher ging Joh. Huber dem Papstthum, sofern es seine heilbringende Aufgabe in eine weltbeherrschende verkehrte, in seinen vom 19. März bis 8. April in der „Allg. Ztg.“ veröffentlichten Artikeln „Das Papstthum und der Staat“ zu Leibe. Sie waren zunächst durch Hergenröthers „Anti-Janus“ hervorgerufen worden, welcher die Papstgeschichte rein zu waschen und unterschiedliche gravirende Behauptungen des „Janus“ zu widerlegen oder doch mindestens abzuschwächen versuchte. Joh. Huber, der sich nunmehr offen als Mitverfasser des „Janus“ bekannte, beschränkt sich in seiner Gegenantwort auf eine Erörterung jener Materien, „welche mehr kirchenpolitischer Natur sind und das Verhältnis des Papstthums zum Staat und zur weltlichen Kultur betreffen“. Indem er die Großartigkeit der mittelalterlichen Papstidee anerkennt, kann er doch nicht verschweigen, daß sie in der Hand schwacher und leidenschaftlicher Sterblicher nicht bloß allzeit viel zu wünschen übrig ließ, sondern nicht selten ihre Träger in die schlüpfrigsten Bahnen hineinleitete. „Friedensidee der christlichen Völkerepublik, wie Friedrich Schlegel jene theokratische Ordnung beneunt, wonach der Statthalter Christi in Rom ein oberstes Tribunal zur Schlichtung aller Differenzen zwischen den Gliedern derselben bildet, und der römische Kaiser ihm den Arm seiner weltlichen Gewalt zur nachdrucksamten Ausführung seiner Entscheidungen leiht, ist eine erhabene Vorstellung, die aber kaum von Menschen ausgeführt werden dürfte und, wie die Geschichte zeigt, gerade durch die menschlichen Leidenschaften der Päpste selbst am schreiendsten verletzt wurde.“ Der Kampf der Päpste um die Welt Herrschaft hatte eine allgemeine Korruption in Staat und Kirche zur Folge; denn die Päpste selbst — wie ein Gregor VII. — handelten nicht immer nach christlichen Grundsätzen, sobald es sich um ihre Machterweiterung handelte. „Für den Verfall des christlichen Lebens, dessen Kultur doch die erste Aufgabe der Kirche bleibt, werden wir nicht entschädigt durch den neuen Aufschwung von Kunst und Wissenschaft im 13. Jahrhundert, nicht durch die imposante Machtentfaltung des Papstthums in den Kreuzzügen und durch die weltbeherrschende Politik Innocenz' III.“ Namentlich wir Deutsche schulden dem Papstthum schlechten Dank, dessen Politik von jeher ein in sich feindlich getrenntes Deutschland erheischte und förderte. Der Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen war nur der Anfang jener Verjüngungen an der deutschen Einheit, welche im

dreißigjährigen Kriege kulminirten und durch den heutigen Ultramontanismus noch fortbestehen. Ein Innocenz III. scheute sich nicht, Englands Magna Charta, diese „ehrwürdige Ahnfrau und Stammutter“ der heutigen europäischen Verfassungen, zu anathematisiren und wider die Albigenser einen Kreuzzug zu organisiren. Pius V. ließ fast täglich in Rom Menschen hängen und viertheilen und forderte gleiche Energie wider die Ketzer von Seite der französischen Könige. Eine Menge von Päpsten hat die Inquisition gehegt und in ihrer Grausamkeit gesteigert; ja noch in unsern Tagen pläbiren die Machthaber in Rom auf Zwangsmassregeln gegen die Gewissen. Innocenz VIII. erließ eine folgenschwere Hergenbulle, die nur erschreckender Aberglaube diktiren konnte. Ein Bonifaz VIII. verirrte sich bis zu den Ideen der Bulle „Unam Sanctam“; Paul IV. eiferte dem Kaiser Nero nach, wenn er erklärte, daß er eher Feuer an die Ecken der Welt legen würde, als das Recht auf Abjerkung von Kaisern und Königen in Verfall gerathen zu lassen; Pius V. publicirte die Abendmahlbulle mit neuen Zusätzen — zum Zeugniß dafür, daß die überspannten Herrschaftsansprüche und der verfolgungswüthige Fanatismus des Papstthums unsterblich ist. Gregor XIII. kannte die Anschläge der Bartholomäusnacht und freute sich darüber, während Innocenz X. das westphälische Friedensinstrument verdamnte, Pius VII. die österreichische Verfassung als ein wahrhaft ruhmloses Geseß bezeichnete und unter Clemens XI. — um die Freiheiten der Kirche zu schützen! — wegen ein paar Pfennige Marktsteuer ganz Sicilien in Aufruhr versetzt wurde. Daß Pius IX. mit Berücksichtigung der veränderten Zeitlage solchen Vorgängern als würdiger Nachfolger zur Seite steht, dafür zeugt genügend der Geist seines Syllabus. „Ich stimme — meint J. Huber zum Schlusse — Hergenröther vollständig darin bei, daß die moderne Weltanschauung in ihrer Totalität nicht Maßstab und Prüfstein des Christlichen sein könne; aber ich halte auch fest, daß das Papalsystem des Mittelalters ebenso wenig als Norm desselben zu gelten habe, und daß man uns darum dasselbe wider die klaren Zeugnisse des Evangeliums, wonach die Kirche kein weltlich-politisches Reich ist und die religiöse Unduldsamkeit und peinliche Verfolgung um der Ueberzeugung willen verpönt wird, nicht als Lehre Christi ausbieten und aufdrängen dürfe.“

Am 24. April errang die Hospartei des Concils einen glänzenden Sieg. Der erste Theil des Schema's de fide, gegen den in den General-

Kongregationen viele schöne Reden von Stapel gelassen worden, wurde trotz seiner anachronistischen Conclusio in der öffentlichen Sitzung schließlich mit Unanimität dekretirt. Was Wunder! daß dieser Sieg die Machthaber Roms bewog, ihr „Schöpfkind“, die Lehre von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes, in so fortige Vorlage zu nehmen. Dieser, in Protest der Minorität, daß dies wider die selbst gegebene Geschäftsordnung verstoße, ging man einfach zur neuen Tagesordnung über; den Versuch der Minderheit durch viele, nach der wirklichen Lage der Dinge absolut unnütze Reden noch vor dem Ende der Debatte die Vertagung des Concils zu erzielen, schlug das eine Mal die Majorität durch ihre gewaltsame Unterbrechung der allgemeinen Debatte, das andere Mal Pius IX. selber durch seine Verweigerung der Concilsvertagung nieder, obwohl bereits über Rom unerträgliche Hitze und tödtliche Fieber hereingebraucht waren. Bis in den Juli hinein verzögerte sich die Endabstimmung; bis in den Juli hinein rang die Minorität um ihr Recht, um das Recht ihrer Existenz. Sie rang hoffnungslos, denn sie hatte nicht den zehnten Theil Energie, wie ihn für ihre egoistischen Zwecke die Hofpartei besaß. Die Hofpartei kannte ihre Gegner; sie war stets von der Ueberzeugung getragen, daß es die Opponenten auf dem Concil zu keinem Schisma kommen lassen würden. Und in der That haben im letzten Momente die Bischöfe der Minorität die von ihnen durch Reden und Schriften so laut und so bestimmt anerkannte Wahrheit — wenigstens an der Stelle, die ihnen in ihrer Würde als Richter des Glaubens auf dem Concil zukam — ruhmlos im Stich gelassen. Die, welche noch am 13. Juli in der Kongregation dem Infallibilitätsdekret 88 Non Placet und 61 Placet juxta modum entgegensetzten, verließen in der Zahl von 115 am Tage vor der feierlichen Sitzung den ihnen von Gott anvertrauten, mit schwerer Rechenschaft belasteten Posten. Sie hatten den Muth nicht — so oder so — öffentlich vor der tief interessirten katholischen Welt der religiösen Wahrheit, die uns doch zu einem Martyrium entflammen soll, Zeugniß abzulegen. Sie beschloßen, ganz ihres bisherigen unsichern Hinundhertastens würdig, die conciliare Thätigkeit mit — einem Proteste, der an innerer Gehaltlosigkeit fast Unglaubliches einschließt. Die Sätze stehen zu einander in einem Widerspruche wie Ja und Nein, und so darf dreißt behauptet werden, daß der ganze Verlauf des Vatikanischen Concils diesem Schrift-

stück kaum ein andres an die Seite gesetzt hat, welches so sehr die ganze christliche Welt — die jesuitische wie die antijesuitische — zu einem mitleidigen Achselzucken reizt. „Ew. Heiligkeit — heißt es in dem Proteste vom 17. Juli — ist bekannt, daß 88 Väter, gedrungen von ihrem Gewissen und aus Liebe zu der heiligen Kirche, ihre Stimme (über das Schema der ersten dogmatischen Konstitution von der Kirche Christi) mit Non placet abgaben, 62 andere mit Placet juxta modum stimmten und endlich ungefähr 70 von der Kongregation abwesend waren und sich der Abstimmung enthielten. . . . Indem wir durch diese Eingabe unsere Vota bestätigen, beschließen wir zugleich, uns von der öffentlichen Sitzung, welche am 18. d. M. gehalten werden soll, fernzuhalten. Die kindliche Pietät und Verehrung, von welchen jüngst unsere Abgeordneten zu Füßen Ew. Heiligkeit geführt wurden, gestatten uns nicht in einer Sache, welche die Person Ew. Heiligkeit so nahe angeht, öffentlich und im Angesichte des Vaters Non placet zu sagen. Und dennoch könnten wir in der feierlichen Sitzung nur die in der Generalkongregation abgegebenen Vota wiederholen. Wir kehren daher ohne Aufschub zu unsern Heerden zurück. . . . Unterdessen empfehlen wir die Kirche Gottes und Ew. Heiligkeit, der wir unveränderte Treue und Gehorsam geloben, von ganzem Herzen der Gnade und dem Schutze Unseres Herrn Jesus Christus, und verbleiben Ew. Heiligkeit ergebenste und gehorsamste Söhne.“ Was besagt dies Schriftstück? Wir Männer der Opposition — besagt es — verwerfen, gedrungen von unserm Gewissen und aus Liebe zu der heiligen Kirche, das Dekret, welches der Person des Papstes die Infallibilität verleiht; aber die kindliche Pietät und Verehrung zu Dir, heiliger Vater, steht für uns doch noch über unserm Gewissen, unserer Liebe zur heiligen Kirche und der Pflicht, welche uns als Glaubensrichtern auf dem Concile obliegt. Darum mag öffentlich, wer da will, der Wahrheit Zeugniß geben; wir haben den Muth nicht, Dir öffentlich und ins Angesicht das Non placet entgegenzusetzen. Wir werden vielmehr, auch wenn Du das, was unserm Gewissen schnurstracks entgegen ist, auf die durch kirchliche Tradition nie und nimmer gebilligte Weise der Christenheit als Glaubenssatz proklamirst, Dir unveränderte Treue und Gehorsam bewahren. Uns steht der Gehorsam zu Dir höher als die Zeugenschaft der Wahrheit. Wir opponiren wohl, aber wir fügen uns unter

jeder Bedingung. An uns hat Niemand einen Halt außer Du allein — nicht einmal die von uns so hoch gehaltne heilige Kirche, die ja von nun an ganz in Dir aufgegangen sein wird.

Es ist zweifellos: die Unterzeichner des Protestes haben keine andere Wahl, als sich schließlich doch nach einer Seite hin zu desavouiren. Sie können unmöglich dem vom Gewissen diktierten *Non placet* und dem durch dies *Veto* abgewiesenen „unfehlbaren“ Papste zugleich treu bleiben. So hat freilich der Protest den Opponenten das Dilemma nur gesetzt, es jedem Einzelnen und seiner Ueberzeugung sowie seinem Gewissen überlassend, sich für das Eine oder Andre zu entscheiden — und wir zweifeln nicht, daß dieser bei den energischen und energielosen Naturen verschieden ausfallen wird. Aber — wer mit dem oppositionellen *Non placet* im Herzen hindendrein sich unterwirft, was sollen wir von der Selbstkraft und Ueberzeugungskraft eines solchen Fahnenflüchtigen halten? Wer im entscheidenden Momente seinen Posten verläßt, wird derselbe fernerhin den Muth aufbringen, die Opposition, selbst um den Preis eines Schisma's, fortzusetzen? Und doch darf um des Sieges der Wahrheit willen der Kampf nicht schweigen — selbst auf die Gefahr des Abfalls von dem gegenwärtigen Regiment in Rom. Denn nicht der, welcher das unchristliche Infallibilitätsdogma verwirft, ist Häretiker, sondern alle die sind es, welche dies Dogma geschaffen haben, oder annehmen. Rom und sein Anhang sind abgefallen vom bisherigen Glauben, sind religiöse Revolutionäre geworden. Wenn nicht der Glaube an die Unfehlbarkeit der Kirche erschüttert sein soll, darf nicht das mit so seltsam geschaffener Unanimität proklamirte Dogma von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes innerhalb der Kirche selber unangestritten bleiben. Was achtzehn Jahrhunderte lang nicht möglich war, das wird doch das so aufgeklärt sein wollende 19. Jahrhundert nicht ruhig über sich ergehen lassen, daß nämlich ein Dogma, sobald man es für nicht religiöse Pläne nöthig hält, Geschichte und Logik zugleich besiegt. Doch! daß die Bäume hier auf Erden nicht in den Himmel wachsen, dafür ist gesorgt. Sagt ja die Schrift schon: Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden! Als Pius IX. bei einer ominösen Dunkelheit unter Donner und Blitz am 18. Juli seine eigne Unfehlbarkeit, und zwar in einer nach Antrag der Spanier verschärften Form, wonach alle päpstlichen Dekrete *ex sese, non autem ex consensu ecclesiae* ihre Infallibilität besitzen, verkündigte und den Unglauben

bezüglich dieser seiner „Gottähnlichkeit“ mit dem Anathem belegte, war die Introdution eines lang vorbereiteten, nunmehr unaufhaltbaren Drama's innerhalb der katholischen Kirche zu Ende gebracht — das Ende des Anfangs, wie der Verfasser der „Römischen Briefe“ sagt. Hinter uns liegt eine bisher unerhörte kirchliche Revolution von oben herab — durch Papst und Concil. Fanatische Unduldsamkeit hat die muthlose Ueberlegung zur Sklavie erniedrigt. Kann das das Ziel der Weltgeschichte sein? Gewiß nicht; denn nicht die rohe Gewalt, sondern allein den Sieg des Geistes bezieht der Weltentwicklungsprozeß; darum muß der einstweilen gefallene Vorhang wieder emporgehen. Die durch die Introdution vorbereitete Handlung selbst wird Gestalt annehmen, es wird der Kampf wider den unerträglich werdenden geistigen Druck, wider die Verhöhnung der Vernunft beginnen; mit der unerbittlichen Logik wird der gesunde Menschenverstand, mit den Thatfachen der Geschichte wird die Wissenschaft, das religiöse sittliche Gefühl für die Hinsüßlichkeit jeglichen menschlichen Denkens und Handelns und endlich die geringschätzig hintangesezte staatliche Vertretung für die eigne Unabhängigkeit und Verantwortung vor Gott wider Concil, Kurie und Papst in die Schranken treten. Der erste Akt wurde hauptsächlich in Rom ab- und insbesondere zu Ende gespielt; der Schauplatz des zweiten Aktes wird außerhalb Rom von verschiedenen Seiten an verschiedenen Orten wohl meist von Unten nach Oben sich wehrend in Scene gehen. Es ist unglaublich, daß Geister, wie Döllinger, Maret, Dupanloup, Stroßmayer zc. sich vergewaltigen, in Glaubenssachen, wo es sich um die Seligkeit handelt, sich majorisiren lassen.

Sei dem aber, wie ihm wolle; eine Einleitung in die Aktion des zweiten Aktes ist bereits während des Abspielens der Introdution durch das Erscheinen der „Stimmen aus der katholischen Kirche über die Kirchenfragen der Gegenwart“ gesehen. Diese „Stimmen“ sind ein Broschürenzyklus, der bei R. Oldenbourg in München erscheint und von welchem bereits neun Hefte erschienen sind. Mit vereinten Kräften nach einem gleichen Ziel zu streben, wo die Zersplitterung nur schweren Schaden bringen muß, — das ist der Angelpunkt des Unternehmens. Gemeinsam soll ohne Furcht und Zagen an der so nothwendigen Reinigung der Kirche gearbeitet werden, und namentlich soll dann die gemeinsame wissenschaftliche Arbeit zur unausgesetzten lauten Mahnerin werden, wenn etwa — wie

bereits geschehen — das Concil diese Reinigung aus naheliegenden Gründen nicht zu bewerkstelligen vermöchte und die jesuitische Schullehre über den 1800jährigen Glauben der Kirche siegen sollte. Tritt dies größte Unglück für die Kirche ein, — heißt es im Prospect — „so wollen wir, wenngleich tief gebeugt, dennoch unsere Hoffnung nicht sinken lassen, sondern fest daran halten, daß der Herr seine Kirche nie und nimmer verlassen werde, und daß folglich auf eine momentane, durch ungesetzliche Mittel herbeigeführte Trübung des kirchlichen Bewußtseins eine endliche Klärung desselben folgen müsse“.... Diese „Stimmen“ sollen „dem gebeteten Laien in ruhiger maßvoller Weise die Mittel zur Belehrung über die weltbewegenden Fragen der Gegenwart zuführen, für die spätere Geschichte aber sollen sie ein Denkmal bilden für die, welche in stürmischer Zeit muthig und unverzagt das Banner der Wahrheit hochgestellt haben“. Aus dem Broschürenzyklus sei an Schriften erwähnt: Döllingers „Gutachten“; F. Hubers „Papstthum und Staat“, sowie „Die Freiheiten der französischen Kirche“; „Ist der Paps persönlich unfehlbar?“ von Cl. Schmitz; „Das große kirchliche Gebrechen der Zeit“ von H. St. A. v. PIANO; „Wie es auf dem Concil zugeht“; „Das Concil im Vatikan“. Der Kreis zählt außer den Genannten Namen wie Reinkens (Ueber päpstliche Unfehlbarkeit), Fr. v. Hoffmann, Lutterbeck, Michalis u. a. m. Mag es den Jesuiten und ihrem gefälligen Pionono gelungen sein, die oppositionelle Phalanx der Bischöfe zu sprengen und die Theile über den katholischen Erdkreis zu zerstreuen; diejenige Opposition, welche tiefer gründet als in der Furcht vor dem Verlust der in sich selbst ruhenden Episkopalgewalt, welche ihre Kraft aus der Geschichte und Logik, sowie aus dem Geist der Zeiten, aus dem Bedürfniß der Menschen, aus den unabweisbaren Forderungen der modernen Staatsverhältnisse schöpft, muß mächtig wuchern; denn sie ist nicht vom Wurm eines an Unterlassungssünden reichen vergangenen Lebens angefressen.

Ueber die kirchenpolitischen Begebenheiten seit der Unfehlbarkeitsproklamation vom 18. Juli d. J. und sonach über den Verlauf des nunmehr in Scene tretenden zweiten Aktes kann bis zur Stunde noch keine eingehende historische Erörterung geboten werden. Abgesehen von den ruhmreichen Thaten der deutschen Kriegsheere in Frankreich und von den bedeutungsvollen Bestrebungen für die Realisirung der deutschen Einigung, welche vor allem in Deutschland selber

alle Gedanken und alle Thatkraft fast gänzlich absorbiren, — ist überhaupt das, was bis jetzt von Staaten oder katholischen Gläubigen wider die neuesten römischen Uebergriffe geschehen ist, an und für sich geradezu bedeutungslos, wenn es nicht in einem energischen Nachhalt und in einem nationalen Nachhall sich bewähren wird. Was die Welt von Protesten, die man schreibt, um auch etwas zu thun, zu halten hat, das hat der Verlauf und Erfolg der conciliarischen Opposition mehr als genügend bewiesen; und was die christliche Welt von solchen „Protestanten“ zu hoffen hat, davon lieferten neuerdings im Monat August zu Fulda versammelte deutsche Bischöfe (17 an der Zahl) den zutreffendsten Beweis. Ihr Hirtenbrief, der eine höchst ernste Sache höchst oberflächlich behandelt, besagt laut, daß seine Unterzeichner weder die Kraft, noch die Macht zu einer durchgreifenden kirchlichen Reformation haben. Das mit der kirchlichen Centralisation zusammenhängende episcopale Vasallenthum ist in ihnen, innerlich wie äußerlich, offenbar. Die Väter der Concilien find nach ihnen nicht darum die glaubhaften Vertreter der Kirche selbst, weil sie das Wort Gottes in einem langen Leben erforscht und verkündet haben und deshalb glaubhafte Zeugen seines Inhaltes sind, sondern darum, weil sie der mechanische Mund des heiligen Geistes sind. Mag auf den Kirchenversammlungen vorgegangen sein, was da will: die ewige und allein aus sich unfehlbare Wahrheit wirkt auf diesen Versammlungen in übernatürlicher Weise mit und bewahrt sie vor Irrthum. Wir fürchten sehr, daß die Wirkung der kirchlichen Centralisation sich nicht bloß auf die Masse der Bischöfe erstreckt, sondern auch auf die Masse der Kleriker und Laien. Wenn etwas —, so hat die durchgreifende Betonung eines unbedingten Gehorsams auf dem religiösen Gebiete nicht bloß eine sklavische Unterthänigkeit, sondern noch mehr fast einen erschrecklichen Indifferentismus groß gegogen. Rom spekulirt in seinem Interesse auf beide. Und diejenigen, welche für die altchristlichen Ideen wider den religiösen Materialismus, der in der Vergötterung des Papstthums zweifelsohne liegt, ankämpfen und ankämpfen müssen, werden früh genug erfahren, daß die Masse ihre antirömischen Ideen, obwohl in ihnen die religiöse Versöhnung der Zukunft wurzelt, weniger rasch begreift, als sie den Geist begriffen hat, der alle deutschen Heere am Rheine in Eintracht zusammen und in Eintracht von Sieg zu Sieg geführt. Vorerst wenigstens ist noch nicht abzusehen, wie weit die

Konfordsatzkündigung von Seite Oesterreichs der liberalen katholischen Bewegung zu gute kommen wird. Ob der Protest, welcher von katholischen Theologen in Nürnberg verfaßt und unterzeichnet worden, oder der, welcher von katholischen Professoren der Münchener Universität ausgegangen, oder derjenige der sich „*Mtkatholiken*“ Nennenden — oder ob alle mehr sein werden als das Werk eines guten Willens: das muß abgewartet werden. Jedenfalls kann der Kampf nur dann überhaupt Sieg hoffen lassen, wenn den Männern der Opposition so viel Energie und Verständnis für die Sachlage einwohnt, daß sie an die Seite Michelis' treten und, indem sie den Papsst und seinen Anhang verdammungswürdiger Häresie beschuldigen, das Kind beim rechten Namen rufen. Wenn die durch den Romanismus vergewaltigte katholische Kirche aus den von Papsst, Kurie und Jesuiten fabricirten koncilari-schen Klammern wieder befreit werden soll, muß das Rathen und Thaten sich in nicht geringerer Kraft und Macht des deutschen Geistes bemächtigen, als sie derzeitig bereits der Napoleonismus erfahren hat. Nur dieser Geist ist unüberwindlich; nur in ihm wird das, was noch während der Kriegstürme für ruhigere Tage angebahnt worden ist, seine Lebenskraft auch gegen den ehernen Handschlag Roms sich bewähren. Und das ist ja unser Aller Hoffnung, daß dieser Geist nicht bloß vorübergehend, so lang der Kampf für deutsche Ehre und deutsche Erde dauert, auferwacht ist, sondern fortlebt und nach dem heiligen Kampf fürs Vaterland in der Friedenszeit noch mächtiger wird, als er je gewesen. Kommt aber dieser freie Geist und ein uner-schütterliches Selbstbewußtsein über uns, dann ist auch die Fülle der Zeit gekommen, welcher der Mann nicht fehlen wird, der die Reformation der Kirche in Angriff nehmen wird — auch um den Preis eines Schisma's. —

Dr. Eberhard Zirngiebl.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. II. Im Mittelalter. II. Der Sturz des Kaiserthums bezeichnet einen maßgebenden Wendepunkt in dem Verhältnisse beider Reiche zu einander, beziehungsweise in der Haltung, die Frankreich fortan Deutschland gegenüber einnimmt. Um es kurz zu sagen, Frankreich geht zur Offensive gegen Deutschland über, deren Zweck die Erweiterung seiner Grenzen auf Kosten des deutschen Reiches ist. Mit einer nur kurzen Unterbrechung und mit allen Mitteln verfolgt es fortan dieses Ziel und ruht nicht,

bis dasselbe erreicht ist. Und nicht bloß die romanischen Bezirke unserer Westgrenze sind es, auf welche es dabei abgesehen ist — was sich ja begreifen ließe —, sondern das ruhelose Verlangen richtet sich schnell genug auch auf die deutschredenden Grenzlande am Ober- und am Niederrhein. Der Grund jenes Zusammen-treffens der französischen Offensive mit dem Sturze unseres Kaiserthums liegt offen genug vor. Das französische Reich und Königthum waren im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte erstarkt, hatten sich gekräftigt und befestigt in der Richtung einer einheitlichen Gestaltung und Entwicklung, das Nationalgefühl war im Steigen, die Kraft der Nation im selbstbewußten Wachsen und Streben nach Ausdehnung be-griffen; die großen Barone hatten zwar noch immer etwas zu bedeuten und waren allerdings noch keineswegs völlig in ihrer Macht gebrochen, aber es war mit Sicherheit voranzusagen, daß sie heute oder morgen das Spiel vollends verlieren würden. In Deutschland ist der Gang der Dinge bekanntlich ein entgegengesetzter gewesen; die centrifugalen Triebe hatten gestiegt. Das Königthum ging aus der erschütternden Katastrophe des staufischen Hauses vollständig abgeschwächt und wie entwaffnet hervor. Der Grundsatz des Wahlreiches im weitesten Sinne war durchgedrungen, und von einer Kontinuität in der Behandlung der Interessen des Reiches, von einer kräftigen äußeren Politik, ja von einer Wahrung der nationalen Ehre konnte fortan kaum mehr die Rede sein. Der eitle Kaisertitel, der uns geliebt war, hat uns vor den demüthigendsten Erfahrungen nicht schützen können. Das Nationalgefühl war nicht so stark, daß es dieser gefährvollen Wendung hätte die Spitze abbrechen können. Die Kraft der Nation an sich war freilich noch groß genug und brauchte keinen Vergleich zu scheuen, aber es fehlte ihr die Organisation, die ihr gestattet hätte, von ihren Kräften den rechten Gebrauch zu machen. In-deß, sie hatte ihre Wahl getroffen, und, wie schlimm sie dabei fahren mochte, sie durfte Nie-manden als sich selbst darüber anklagen.

Es lag auf der Hand, gegenüber einer Nation in der Verfassung und Stimmung, wie jetzt die französische war, mußte Deutschland in Zukunft den Kürzeren ziehen. Das war nur freilich ein Unglück, nicht bloß für uns, sondern für das gesammte Abendland, und ohne Zweifel insbesondere für Frankreich selbst. Zudem es so mit seinen aggressiven Neigungen nicht den ausreichenden Widerstand fand, gab es denselben

und den äußeren Erfolgen allzu sehr nach, ge-
wöhnte sich, Macht und Recht zu identificiren,
bis es ihr unmöglich wurde, ein fremdes Recht über-
haupt anzuerkennen. Dieser Wechsel der Dinge
trat in der Zeit R. Rudolfs I. (von Habs-
burg) bereits deutlich hervor. Zu den beiden
angedeuteten Richtungen, gegen Wälsch-Burgund
und gegen Reichsständen und das Hennegau
sind die Absichten König Philipps III. (des
Rühnen) und Philipps IV. (des Schönen) ge-
richtet. König Rudolf hat allerdings denselben
Widerstand geleistet. Im Zusammenhange da-
mit steht seine Annäherung an England, die in
einem Bündniß engster Art ihren Ausdruck finden
sollte. In der That hatten Deutschland und Eng-
land in Frankreich jetzt den gemeinsamen Feind
zu bekämpfen. Die französische Politik hatte
ihre Hände bereits erfolgreich nach der Graf-
schaft Burgund (Freigrasschaft) ausgestreckt,
Rudolf ist aber mit mannhafter Energie da-
zwischengetreten und hat so jene Absichten ver-
eitelt. Sein Bündniß mit England sollte da-
durch gefest werden, daß er seinen Sohn Hart-
mann, dem eine englische Prinzessin zur Ge-
mahlin bestimmt war, zum König von Arelat-
Burgund erheben wollte: ein Plan, der zunächst
durch den plötzlichen Tod Hartmanns vereitelt
wurde. Dagegen war es Rudolf selbst, der die
Provence und die Grafschaft Forcalquier einem
Prinzen des französischen Königshauses, dem
König Karl von Sicilien, und die Dauphiné
einem französischen Großen, dem Herzog Robert
von Burgund (Bourgogne) als Reichslehen über-
trug und so wenigstens noch den Schein, aber
nicht mehr als dieses, der deutschen Oberhoheit
rettete. In einem andern Falle wurde es recht
deutlich, wie viel das Reich durch die Nieder-
lage des Kaiserthums an Ansehen verloren hatte.
Der päpstliche und der französische Hof arbei-
teten hier, wie fortan so häufig, einander in
einer für uns recht beschämenden Weise in die
Hände. Die Insel Sicilien war in Folge der
sogenannten sicilischen Vesper für das in Neapel
herrschende Haus Anjou verloren gegangen,
sollte aber, wie der Papst als Oberlehnsherr es
wollte, mit Gewalt und durch Unterstützung des
Königs von Frankreich wieder erobert werden.
Und um diesem die zu einem Kriegszug nöthigen
Mittel zu verschaffen, wies er ihm u. a. die
Zehnten der deutschen Kirchenprovinzen von
Lüttich, Verdun, Metz und Basel an. Das war
ein Eingriff in die Rechte und Interessen des
deutschen Reichs, wie er empfindlicher gar nicht
gedacht werden konnte, und erschien wie erfunden

zu Gunsten bekannter französischer Absichten.
König Rudolf säumte nicht, auf das Entschie-
denste gegen jene Maßregel des Papstes zu pro-
testiren; aber umsonst, der päpstliche Hof nahm
sie nicht zurück und der König sah sich nicht in
der Lage, seiner Verwahrung den Nachdruck zu
geben, der da allein zum Ziel führen konnte.

Unter König Adolf von Nassau setzte sich
dieses Verhältniß fort. Ein König wie Philipp
der Schöne spannte seine herausfordernde Po-
litik und ihre Uebergriffe schon bis heinahe zum
Unerträglichen — im Südwesten und im Nord-
westen des Reichs. Man könnte auch nicht
sagen, daß Adolf das Schimpfliche dieser Hal-
tung nicht gefühlt habe: er erneuerte zu dem
Zwecke, ihr zu begegnen, das Bündniß mit Eng-
land und erklärte an Frankreich den Reichskrieg,
obwohl der römische Hof im Interesse König
Philipps Alles aufbot, ihn davon zurückzu-
halten. Jedoch unser Adolf war nicht der
Mann, eine solche Kombination auszunützen; er
ließ sich zugleich von dem Zwecke dieses Bünd-
nisses durch andere Absichten, wie z. B. die Grün-
dung einer Hausmacht im Innern von Deutsch-
land, abziehen, und überdies unterließ es König
Philipp nicht, ihm im Reiche selbst einen gefähr-
lichen Gegner auf den Nacken zu heken — näm-
lich den Herzog Albrecht von Oesterreich, der es
ihm nicht vergessen konnte, daß er ihm bei der
Königswahl vorgezogen worden war: in dem
Kampfe mit diesem seinem Gegner ist Adolf, wie
bekannt, umgekommen, und der Habsburger ist
ihm auf dem deutschen Thron nachgefolgt.

Nun gewann es den Anschein, als sollte,
wie zur Zeit der Staufer, zwischen beiden Reichen
ein friedliches Einvernehmen hergestellt werden.
König Philipp war allerdings geneigt, in dem
Bündniß mit Albrecht zu verharren, theils weil
er sich davon Unterstützung in seinem Streite
mit Bonifaz VIII. versprach, und theils weil er
von ihm eine gewisse Rücksicht in seinen uns
bekannten Absichten erwartete. Und wenigstens
meinte Albrecht, die bezüglichlichen Rechte des
Reichs, zumal in Burgund, auf gültlichem Wege
sichern zu können. Freilich hielt das Philipp
nicht ab, gerade jetzt seinen seit länger vorbe-
reiteten Schlag auf die Selbstständigkeit Flan-
derns, von dem unmittelbar auch Deutschland
getroffen wurde, auszuführen. Indeß jenes
Bündniß Philipps und Albrechts hatte keine
lange Dauer, ihre Interessen waren wahrlich
auch zu verschieden. Und sowie diese Entzweiung
eingetreten war, setzte sich Philipp mit der Pp-
pstitution in Deutschland, an deren Spitze jetzt

König Wenzel von Böhmen stand, in Verbindung. Ebenso traten der Erzbischof von Köln und der Bischof von Verdun zu ihm in ausgesprochene und höchst zweideutige Beziehungen. König Albrecht trat seinem früheren Verbündeten gegenüber nun allerdings entschiedener auf. Er legte, wie schon sein Vater das umsonst gethan hatte, Verwahrung ein gegen die Forterhebung des Zehnten in den genannten vier deutschen Kirchenprovinzen zu Gunsten des Königs von Frankreich; er protestirte gegen die fortgesetzten Eingriffe in das Reich Arelat-Burgund; er konnte aber die Schritte nicht verhindern, die die Besitznahme Lyons durch die Krone Frankreich vorbereiteten. Er konnte es, nach allen Seiten hin im Dienste des Reichs und seines Hauses in Anspruch genommen, nicht verhüten, daß das Papstthum in der Person Papst Klemens' V. durch die berechnete Zurückhaltung desselben in Avignon in eine gänzliche Abhängigkeit von Frankreich gerieth, die doch insbesondere gegen Deutschland ausgenützt zu werden von Hans aus bestimmt erscheinen mußte.

Wie das gemeint war, zeigte sich sofort. Durch die Ermordung Kaiser Albrechts wurde im Jahre 1308 der deutsche Thron erledigt und nun hielt König Philipp bereits die Zeit für gekommen, seinen Absichten gegen Deutschland eine konkretere Gestalt zu geben. Er trat als Thronbewerber für seinen Bruder Karl von Valois auf, Beweis genug, wie gering er von der deutschen Nation oder doch von ihren Fürsten dachte. Der Papst, ganz in seiner Gewalt, konnte nicht umhin, allen seinen Einfluß zu Gunsten des französischen Bewerbers aufzubieten: auch ein deutscher Kurfürst, der von Köln, war gewonnen. Jedoch so weit waren die Dinge denn doch noch nicht gekommen, daß jene Absicht Philipps sich erfüllt hätte. So weit ist es ja überhaupt nie gekommen, und doch hat im Verlaufe seiner Operationen gegen uns Frankreich so große Erfolge erlangt, daß es mit Sicherheit schwer zu sagen ist, ob es mit Erreichung auch jenes Zieles viel größere hätte erreichen können, wenn seine Absichten hierbei insbesondere nicht bloß auf unsere Verabung, sondern auch und vor Allem auf unsere Lähmung gerichtet waren. Anfangend den gegenwärtigen Fall, so hat freilich neben dem Ehr- und Nationalgefühl, das zum Behufe einer solchen Ablehnung zwar noch lebendig genug war, vielleicht auch die Besorgniß, die Furcht vor den notorischen, absolutistischen Gewohnheiten des französischen Herrscherhauses Einiges beigetragen. Wenn dem-

nach auch die Hoffnungen und Prahlereien Philipp des Schönen, daß die Krone Karl des Großen jetzt wieder an Frankreich zurückgelange, sich nicht bewahrheiteten, so wurde ihm doch die Genugthuung, in der Person des Grafen Heinrich von Lützelburg einen Mann mit eben jener Krone geschmückt zu sehen, der eine wälsche Erziehung genossen und gegen eine Jahresrente seit mehreren Jahren sich als seinen Vasallen bekannt hatte. Nun weiß man ja, daß König Heinrich VII. von dem ihm zugefallenen Amte hoch genug dachte, aber es ist nicht minder bekannt, daß seine Gedanken und Entschlüsse sich sofort auf Italien und die Kaiserkrone richteten. Er hat doch Deutschland, wo es für einen rechten König so Vieles zu thun gab, allzu schnell den Rücken gewendet und dann in Italien ein frühes Ende gefunden. Das Verhältniß zu Frankreich anlangend, so war ein so kluger und verschlagener Fürst wie König Philipp dem wahrhaft ritterlichen und hochgestimmten, aber in seinen Idealen lebenden Lützelburger in jeder Beziehung überlegen. Ohne Zweifel war ihm die Erhebung dieses Mannes erwünschter als die jedes andern deutschen Großen gewesen. Er hat auch gleich anfangs ihm gegenüber in Bezug auf die brennende Frage zwischen den beiden Reichen — die Grenzfrage — den Ton des Friedens und des Entgegenkommens angeschlagen, der im Grunde nicht ernsthaft gemeint war, aber kräftigere Maßregeln von deutscher Seite zurückhalten sollte. An Abmachungen in dieser Richtung hat es nicht gefehlt. Dagegen der Entschluß König Heinrichs, Italien wieder zu unterwerfen und die Kaiserkrone zu holen, hat Philipp gewiß mit sehr gemischten Empfindungen aufgenommen. Die Mißgunst auf Deutschland wegen dem Einfluß auf Italien, der in der Theorie noch immer rechtmäßig begründet galt, war ja auch ein leitendes Motiv der französischen Politik. Aus diesem Grunde hatte die Krone des Reiches beider Sicilien in den Händen des Hauses Anjou für dieselbe so hohen Werth. Aus diesem Grunde, um jenen Einfluß nicht wieder aufleben zu lassen, hatte König Philipp für seinen Bruder die deutsche Krone ganz besonders gewünscht. Aus diesem Grunde arbeitete er, trotz des wiederholt bestätigten Friedenszustandes, den Erfolgen Heinrichs in Italien mit allen Kräften der Intrigue und List entgegen. Bekanntlich wollte dieser die deutsche Herrschaft in Italien wieder herstellen. Auf diesem Wege stieß er mit König Robert von Neapel zusammen, der von dem Gelingen dieses Planes zu fürchten hatte. Aber dieser

Robert wußte zu einer Zeit, in der er Heinrich gegenüber noch immer Frieden und Freundschaft heuchelte, ihm mit einer Frechheit ohne Gleichen überall Schwierigkeiten zu bereiten und Gegner zu erwecken; ja er zwang ihn durch seine Truppen, den Zugang zur ewigen Stadt, dem Ziele seiner heißen Sehnucht, sich mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen. Ueberall hinter Robert stand König Philipp, der die Schlingen des Netzes in der Hand hielt, in dem sich Heinrich verfangen sollte. Und als Heinrich gegen den König von Neapel, der als Herr der Provence sein Lehnsmann war, auf dieses Verhältniß gestützt vorgehen wollte, bestimmte Philipp den Papst, dessen Vasall Robert als König von Neapel war, dagegen zu protestiren. R. Heinrich ließ sich nun allerdings in seinem Entschlusse nicht mehr irren, aber seine Tage waren gezählt; er starb, wie man weiß, plötzlich dahin, zu einer Zeit, als er seines Erfolges sicherer sein durfte als je. In Neapel und Paris triumphirte man: die drohende Gefahr war damit beseitigt. König Philipp hatte inzwischen seine übrigen Pläne nicht ruhen lassen. Während Heinrich jenseits der Alpen dem Schatten des gefallenen Kaiserthumes nachjagte, hatte jener gewaltsamer Weise Besitz von Lyon ergriffen, das seitdem bei Frankreich geblieben ist. Es muß bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, daß der Charakter der französischen Politik all die Züge der Rechtlosigkeit, der Gewaltthätigkeit, der Intrigue, der Heuchelei, der Gewissenlosigkeit, der Prahlerei und der eiteln Phrase, die man später mit so viel Abscheu betrachtet, bereits jetzt in hohem Grade entwickelt an sich trägt. Und es ist nicht zu verkennen, daß Philipp der Schöne es ist, der zu dieser Entwicklung zweifelhaften Werthes ein Wesentliches beigetragen hat und der als ein mustergültiger Vertreter derselben erscheint. Im Besitze von Lyon, lag Philipp doppelt viel daran, daß im Reiche Arelat-Burgund sich nicht etwa eine Gewalt konstituire, die im Stande wäre, seine weiteren Anschläge in dieser Richtung zu vereiteln oder doch zu erschweren. König Heinrich scheint einmal einen Gedanken der Art gehegt zu haben: da wurde aber von Seite des französischen Hofes rasch wieder die Autorität des Papstes aufgeboten, um dagegen ein Veto einzulegen. Schlimm genug für den päpstlichen Stuhl, daß er in solcher Art als Hebel der französischen Politik gegen das deutsche Reich sich mißbrauchen ließ: freilich es sollte noch schlimmer kommen, und nur eine gesplattene und gelähmte Nation, wie die deutsche war, besaß Lang-

moth genug, in so frivoler Weise und unter der Mitwirkung einer sich für heilig und unantastbar gebenden Autorität mit sich spielen zu lassen. Fürwahr, wenn es keinen Papst gab, die Franzosen hätten ihn zu ihren Gunsten erfinden müssen!

Die Haltung Frankreichs gegen Deutschland in der Epoche König Ludwig des Bayern liefert hierzu den deutlichsten Beleg. Wir lassen es uns genügen, an einige der schreiendsten Thatfachen zu erinnern. Es war eine Doppelwahl geschehen: Herzog Ludwig von Bayern auf der einen und Friedrich von Oesterreich auf der andern Seite. Nach dem Reichsstaatsrecht war der Wittelsbacher der von der Mehrheit gewählt, rechtmäßige König; die habsburgische Partei verweigerte ihm jedoch die Anerkennung und nahm den Charakter der Rechtmäßigkeit für Friedrich den Schönen in Anspruch. Man wird uns zu bemerken erlauben, daß das Benehmen der Habsburger — Friedrich selbst ausgenommen — bei diesen Vorgängen nicht scharf genug verurtheilt werden kann. Sie haben nicht das Interesse des Reiches, sondern nur ihren dynastischen Vortheil befragt und sind diesem zu Liebe ohne Bedenken zum offenbaren Verrath am Reiche geschritten. Daß die französische Politik diese Verwickelung im deutschen Reiche mit aufmerkamer Theilnahme verfolgte und sich beeilte, sie auszubeuten, läßt sich denken, und wieder war es der Papst, der ihr die Hälfte der Arbeit abnahm. Johann XXII. wollte vor Allem die Einmischung König Ludwigs in die italienischen Verhältnisse nicht zugeben, die rechtlich nicht wohl anzusehen war, und in dieser Frage fiel, wie wir wissen, das Interesse des Hofes von Paris mit dem von Avignon zusammen. König Karl IV. von Frankreich glaubte jedoch, nachdem nicht ohne sein Zutun der Bruch zwischen dem Papste und König Ludwig eingetreten war, bei dieser Gelegenheit sicher zu dem Ziele zu gelangen, nach welchem sein Vater bereits, wenn auch ohne Erfolg, die Hand ausgestreckt hatte — nämlich die deutsche Krone, und zwar für sich selber zu gewinnen. Der Zustimmung und Unterstützung des päpstlichen Hofes war er sicher, und auf eine französisch geführte Partei in Deutschland selbst, zu der in vollem Ernst Herzog Leopold von Oesterreich gehörte, hoffte er rechnen zu dürfen. Herzog Leopold ließ sich von seinem Hasse gegen den Wittelsbacher so weit fortreißen, daß er gegen das ihm gemachte Versprechen hoher Geldsummen und der Ueberlassung der Bierwaldstädte und einer guten Anzahl von

Reichsstädten am Oberrhein mit all seiner Kraft für die französischen Wünsche einzutreten gelobte. König Karl IV. hat sogar die Frechheit gehabt, die deutschen Kurfürsten zu einer neuen Königswahl nach Bar sur Aube einzuladen, was freilich erfolglos geblieben ist.

Bald darauf traten Ereignisse ein, die eine Pause in diesen französischen Manipulationen veranlaßten, darunter nicht das unbedeutendste der Tod König Karls IV., mit welchem die gerade Linie der Capetinger ausstarb, und dem in der Person Philipps IV. die Valois nachfolgten. Dieser Wechsel hat indeß an den Zielen der französischen Politik nichts geändert. Es ist bekannt, mit wie geringem Glück und nicht größerer Folgerichtigkeit Ludwig der Bayer bei allem guten Willen und dem richtigen Instinkt seiner Lage die Sache der Nation versuchten hat. Nachdem er auf seinem Römerzuge bis zum Aeußersten geschritten war, schreckte er doch wieder vor den Konsequenzen zurück, und war er zuletzt bereit, um jeden Preis die Ausöhnung mit dem Papste zu suchen. Auf diesem Wege kam es zu einem Intermezzo, das zwar keine praktischen Folgen hatte, aber für alle Parteien zu bezeichnend ist, als daß es hier übergangen werden dürfte. R. Ludwig gerieth nämlich unter Zuthun König Johanns von Böhmen und des hinter diesem stehenden Königs von Frankreich auf den Gedanken, die Krone niederzulegen, um jene Ausöhnung möglich zu machen. Die Frage war nur noch, zu wessen Gunsten jene Verzichtleistung geschehen sollte. Die Zumuthung, zu Gunsten Frankreichs abzudanken, getraute man sich doch nicht ihm zu machen, — daher sollte der Herzog Heinrich von Niederbayern vorgeschoben werden, und dieser hinwiederum versprach dem französischen Könige als Entgelt für seine Mitwirkung an diesem heillosen Handel ewigen Frieden und stetes Bündniß des deutschen Reiches mit Frankreich, und verhiess ihm das ganze Bälisch-Burgund sammt der Provence und überdies im Nordwesten den Bezirk von Cambrai, mit dem bezeichnenden Zusatze, daß, wenn er erst wirklicher römischer König geworden, ihn der Krönungsseid, kraft welchem er nichts vom Reiche veräußern dürfe und Veräußertes wieder heizubringen geloben müsse, ihn von dieser Cession nicht entbinden solle. Selbstverständlich ist diese vorläufige Abmachung von dem Könige von Frankreich diktiert worden; sie enthält die nächsten Wünsche der französischen Politik in Bezug der „Grenzberichtigung“ beider Reiche; nicht minder gewiß ist aber, daß dieser Ver-

tragsentwurf einem offenbaren Verrath an Deutschland gleichkommt und zeigt, welcher Verirrungen deutsche Fürsten auch in jener Zeit fähig waren. Diese geheime Abmachung ist nur allerdings nicht verwirklicht worden; ja sie hat, als sie ruchbar wurde, einen solchen Sturm im Reiche erregt, daß R. Ludwig sie sofort preisgab und abläugnete. Das mußte sich der französische Hof gefallen lassen, im Uebrigen blieb er der einmal eingeschlagenen Richtung gegen Deutschland getreu. Als König Ludwig schwach genug war, um den Preis der demüthigendsten Bedingungen den Frieden mit Papst Benedikt XII., dem Nachfolger Johanns XXII., zu suchen, trat König Philipp zweimal in der rohesten und gewalthätigsten Weise dazwischen, um jene Ausöhnung zu verhindern: sie hätte ja dem deutschen Reiche und seinen zerrütteten Zuständen zu gute kommen müssen.

Nun endlich ermannte sich der König Ludwig allerdings. Er näherte sich, was schon längst hätte geschehen sollen, England, dessen König Eduard III. nach dem Tode Karls IV. bekanntermaßen Ansprüche auf die französische Krone erhoben hatte. König Eduard hatte in der richtigen Erkenntniß, daß er in diesem Kampfe seine Bundesgenossen vor Allem im deutschen Reiche zu suchen habe, bereits mit einzelnen deutschen Fürsten Verträge geschlossen, und richtete nun mit R. Ludwig ein förmliches Bündniß wider den gemeinsamen Feind. Das langmüthige deutsche Nationalgefühl erwachte und es schien, als sollte gegen Avignon und Paris zugleich ein empfindlicher Schlag geführt werden. Der König von England kam in Koblenz mit Ludwig persönlich zusammen, die Beschwerden gegen König Philipp wurden feierlich verkündigt, der Reichskrieg gegen ihn beschlossen und König Eduard zum Reichsstatthalter in den Niederlanden ernannt. Indesß all die Hoffnungen, die sich an diese Maßregeln geknüpft hatten, zerfloßen in Nichts: der Reichskrieg gegen Frankreich unterblieb. R. Ludwig war der Situation eben nicht gewachsen und ließ aus nicht gerade rühmlichen Beweggründen die Hand, die er zum Schlage erhoben hatte, wieder sinken. König Philipp und mit ihm der Papst kannten ihren Mann und seine schwache Stelle. Das Ende war, daß der Kaiser sich dem Könige von Frankreich in die Arme warf und denselben gegen die Zusage, ihn mit dem Papste auszu-söhnen, in dem französischen Besitze der usurpirten Reichsgüter nicht anzusehen versprach. Damit löste sich von selbst das englische Bündniß: König

Philipp war aber treulos genug, den Papst im Geheimen der Art einzuschüchtern, daß die in Aussicht gestellte Ausöhnung nicht zu Stande kam.

So lange K. Ludwig lebte und trotz einer wiederholt versuchten nationalen Erhebung in Deutschland hat die französische Politik es verstanden, dem Kaiser fortgesetzte Schwierigkeiten zu erwecken und den gewünschten Frieden mit dem päpstlichen Hofe zu verhindern. Die Aufstellung eines Gegenkönigs in der Person des Lützelburgers Karl von Mähren ist nicht ohne Zuthun König Philipps bewerkstelligt worden. Ein Glück war es in der That für das Haus Valois und für Frankreich, daß in der Zeit der englischen Kriege die luxemburgische Dynastie in Deutschland herrschte, die sich entschieden von französischen Sympathien leiten ließ und weit entfernt war, die Verlegenheiten Frankreichs auszunützen und die vorausgegangenen Ufurpationen an der Westgrenze des deutschen Reichs rückgängig zu machen. Die Lützelburger waren aber himmelweit von solchen Absichten entfernt. Karl IV. hat sogar die Dauphiné an die französische Krone gelangen lassen. Freilich hat in dieser Epoche die herkömmliche Offensive gegen Deutschland geruht, und man mochte glauben,

daß sie nicht leicht wieder beginnen würde. Eine Stadt wie Metz war jetzt unbedingt sicher vor der Lüsterheit des Nachbars. Hier ist im Jahr 1356 auf einem glänzenden Reichstage jenes neue Grundgesetz der goldenen Bulle verkündigt worden, in dessen Normen sich das deutsche Reich drei Jahrhunderte lang bewegt hat. Wer hätte sich damals träumen lassen, daß nach zweihundert Jahren eben diese Stadt, das Hauptbollwerk gegen Westen, in den Händen Frankreichs sein und bleiben würde? Oder wer hat sich damals wohl gesagt, daß nach kaum einem Jahrhundert die französische Politik zur Offensive kräftiger als je zurückkehren und bereits einen ersten Stoß auf das Elsaß versuchen würde?

Jenes neue Reichsgrundgesetz hat Deutschland die nöthige Organisation seiner Kräfte keineswegs gegeben; es hat wohl oder übel die chronisch gewordene Lähmung in ein System gebracht; die französische Nation dagegen ging aus jenen Kriegen gestählt und gekräftigt, das französische Königthum gestärkt und mächtiger als je hervor. Es ließ sich voraussehn, daß sie beide unter diesen Umständen auf ihre alten Ziele und Neigungen zurückkommen würden, denn ihre innere Natur war dieselbe geblieben. — Prof. Wegele.

N e k r o l o g .

Bezdold, Friedrich von, künftl. bayerischer Geheimerath, gewesener Ministerialrath im Ministerium des Aeußern, † am 22. September in München, 88 Jahre alt.

Dörfenbach, J. G., Kommerzienrath, Präsident der Handels- und Gewerbekammer in Calw, stellvertretendes ständisches Mitglied des Staatsgerichtshofes, Abgeordneter von Calw in der Zeit von 1830—55, † zu Calw am 8. September, 75 Jahre alt.

Weber, Theodor, gewesener hannoverscher Staatsminister, geboren 1797 in Lüneburg, † dajelbst am 12. September.

Rey, Alexander Kaspar, Graf von, auf Zehista bei Birna, ein Wohlthäter seiner Gegend, Johanniter-ritter, nahm als solcher an dem Kriege von 1866, sowie an dem jetzigen Theil, kehrte krank aus Frankreich zurück und † am 26. September auf Schloß Zehista, 43 Jahre alt.

Stengel, Franz von, großherzoglich badischer Geheimerath, ein Mann von gebiegenem Willen und ungewöhnlicher Thätigkeit, geboren 1803, war 1848 Staatserath und Präsident des Justizministeriums, später bis 1860 Minister des Innern, zuletzt Präsident der Oberrechnungskammer, † in Karlsruhe am 22. September.

N e u e B ü c h e r .

Deutschlands Zukunft und das deutsche Reich. Von G. Graf zu Münster. Berlin, Janke.

Friedrich des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz, Briefe. Von A. Kluchhohn. 2. Bd. Braunschweig, Schwetfichte.

Palmerston, Lord, von Th. Bernhardt. Berlin, Lüderig.

Rußland unter Alexander II. von J. Golowin. Leipzig, Froberg,

Thugut und sein politisches System, von A. v. Wibenot. Wien, Gerold.

Ungarn. Beiträge zur Geschichte der älteren Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn, von J. G. Weyndt. Leipzig, Fleischer.

P i t e r a t u r .

Englische Dichter. II. Rossotti und Swinburne *). Diese beiden Dichter haben in jüngster

Zeit Beweise eigenartigsten Schaffens abgelegt und die Aufmerksamkeit des gebildeten Leserkreises in einem Grade erregt, daß sich ein tiefgreifender

*) Unsere Aufgabe, in erster Linie die bedeutsamen Erscheinungen der Gegenwart ins Auge zu fassen, ist der Grund, die Namen obiger Dichter an die Spitze dieses

Artikels zu setzen; die (V. Bd., S. 599) in Aussicht gestellte Charakteristik Browning's wird sich demnächst anschließen.

Einfluß ihres Strebens auf die englische Literatur, ja auf die Geisteskultur überhaupt in weiterem Sinne voraussagen läßt. Dabei kann man in ihren Bestrebungen trotz der wesentlichen Verschiedenheiten im Einzelnen eine gewisse Gemeinsamkeit der Grundstimmung deutlich erkennen, eine Gemeinsamkeit, die vor allem auch in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst zur Erscheinung kommt. Rossetti gilt für einen der bedeutendsten mitlebenden englischen Maler, und auch auf Swinburne's Darstellungsweise sind die poetischen Intentionen dieses Künstlers und seiner Schule nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben. Diese Schule, welcher die geschicktesten englischen Maler, wie Millais, Holman Hunt und Madox Brown angehören, führt den Namen „vorraphaelische“ (Preraphaelite), indem sie sich im Gegensatz zu der ausartenden Formenweichheit der späteren Cinquecentisten vorwiegend an die älteren vorzüglich florentinischen Meister anlehnt. Die genannte Anlehnung, wenn man von einer solchen überhaupt reden darf, besteht übrigens im Wesentlichen nur einerseits in dem gesteigerten poetischen Ausdruck der Gesichter, andererseits in der sorgfältig zierlichen Ausföhrung des umgebenden Details; jene, um mit Heine zu reden, „gottvolle Schiefeit“ und „heilige Unbeholfenheit“, wie sie das Merkmal ähnlicher heimischen Kunstbestrebungen bilden, sind hier durchaus nicht zu bemerken. Besonders ist jede geistliche Tendenz den Preraphaeliten völlig fremd geblieben, wie denn z. B. die Vorwürfe zu den vorzüglichsten Gemälden Madox Browns Shakespeare'schen Dramen und dem Don Juan Byron's entnommen sind. Nach dieser kurzen Abschweifung auf verwandtes Kunstgebiet, die in vorliegendem Falle zum eingehenden Verständniß des Folgenden nothwendig erschieen, kehre ich zu meiner literarischen Betrachtung zurück.

Dante Gabriel Rossetti, den wir, obwohl er auf dichterischem Gebiete der jüngere, dennoch hier zuerst betrachten müssen, war bis vor ganz kurzer Zeit dem lesenden Publikum nur durch eine vorzügliche Uebertragung älterer italienischen Dichtungen, darunter besonders der „Vita nuova“ von Dante Alighieri bekannt geworden. Zu dieser Aufgabe, deren Schwierigkeit einer Sprache wie der englischen gegenüber doppelt groß zu nennen, war Rossetti sowohl durch seine Abstammung (sein Vater war der bekannte neapolitanische Dante-Gelehrte, seine Mutter ebenfalls italienischer Nationalität, doch wie er selbst in London geboren), als auch durch innigste Ver-

trautheit mit seinem großen florentinischen Namensverwandten, dem er wiederholt durch Wort und Bild gehuldigt, in hervorragender Weise befähigt. Demgemäß dürfen wir in der That die „Early Italian Poets“ als ein Meisterwerk der nachbildenden Dichtkunst bezeichnen, obwohl allerdings in den klanglosen Formen der britischen Mundart der Wohlklang italischer Rhythmen nicht zu erreichen war. Dieser in dem Wesen der Sprache selbst begründete Mangel wird jedoch durch geschickteste Behandlung derselben möglichst aufgewogen und vorzüglich die „Vita nuova“ muß auch dem mit dem Originale Vertrauten in so fremdartigem Gewande wohlthuendsten Eindruck hinterlassen.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen des genannten Werkes wurde die Veröffentlichung einer Gedichtsammlung des Uebersetzers als nahe bevorstehend angekündigt. Aber es sollte sich in diesem Falle das Horazische „nonum prematur in annum“ in des Wortes wörtlichster Bedeutung erfüllen, denn erst vor einigen Wochen, genau neun Jahre nach den „Italian Poets“ sind endlich die lang erwarteten Originalgedichte Rossetti's ans Licht der Oeffentlichkeit getreten. Die gedachte Verzögerung war jedoch der Aufnahme des Werkes seitens des englischen Publikums, wie es scheint, sehr günstig, denn es eignete sich der gewiß in der Literaturgeschichte seltene Fall, daß von dem Erstlingswerke eines Autors, und zwar in poetischer Verwandung, vier Auflagen in wenigen Wochen verkauft wurden, abgesehen von dem gleichzeitig erschienenen amerikanischen Nachdruck. Der Grund dieses durchschlagenden Erfolges ist gewiß zum Theile dem, wie schon erwähnt, großen Rufe des Verfassers auf dem Gebiete bildender Kunst, zuerst und vor allem aber dem von der gesammten englischen Presse anerkannten hohen Werthe dieses poetischen Erstlings zuzuschreiben, dessen Geistes- und Formenentfaltung auch wir jetzt genauerer Prüfung unterziehen wollen.

Rossetti's Gedichte gehören, wie der Verfasser in einer vorgeschickten Anmerkung selbst angibt, sehr verschiedenen Perioden seines Schaffens an. Manche derselben sind vor mehr als zwanzig Jahren, manche erst in der jüngsten Vergangenheit entstanden. Dennoch ließe sich nur sehr schwierig eine Eintheilung des Werkes nach dem Gesichtspunkte größerer oder geringerer Reife und Formvollendung durchföhren. Eine Sonderung der Zeit nach würde überdies um so geringeren Erfolg versprechen, als unter den mannichfaltigen Formen der Darstellung in

fast allen Gedichten dasselbe Grundthema durchklingt, ein tiefinniges Erfassen der geheimsten Bezüge zwischen Weib und Mann, jener Drang nach dem „Ewigweiblichen“, welches unwiderstehlich an- und hinarzieht. Das dunkle Walten dieser Macht, das ungelöste Räthsel der Liebe „der schönen Sphinx“ gibt den Werken Rossotti's des Malers wie des Dichters ihren eigenthümlichen Reiz. Wer je Gelegenheit hatte, die tief-ernsten und doch so unendlich anziehenden Frauengestalten in der Werkstatt dieses Künstlers zu betrachten, muß bei dem Lesen seiner Gedichte von der einheitlichen Auffassung derselben Grundidee auf beiden Gebieten des Kunstschaffens mächtig berührt werden. Den Einfluß malerischen Gestaltens in Farben und Formen auf die Gliederung des poetischen Stoffes möchten wir als ferneres unterscheidendes Merkmal Rossotti'scher Dichtung ansehen. Als drittes kann endlich die unerkennbare Einwirkung italienischer Abstammung und Literatur, vorzüglich Dante's, auf den durch Erziehung und Gesinnung übrigens durchaus englischen Poeten gelten. Diese allgemeinen Bemerkungen, welche bei einem so eigenartigen und dem deutschen Publikum mehr oder weniger unbekanntem Dichter wohl wünschenswerth erscheinen mußten, mögen bei eingehender Betrachtung seines Werkes als leitende Gesichtspunkte dienen.

Ein nicht unbedeutender Theil der vorliegenden Gedichte gehört einem unvollendeten größeren Werke an, welches der Dichter das „Haus des Lebens“ genannt hat, und in welchem er, wie es scheint, in einer Reihe von Sonetten und Gesängen den Kern seines eigenen, sowie überhaupt des menschlichen Lebens und Strebens poetisch zu gestalten bedacht war. Die gegebenen Bruchstücke des „House of life“ erinnern in ihrer pathetischen Diction und geheimnißvollen Symbolisirung des Gedankens unwillkürlich an die „Vita nuova“ und würden an manchen Stellen einer planmäßigen Argumentirung fähig, zuweilen bedürftig sein, wie sie der Sänger Beatrice's den Ergüssen jugendlicher Leidenschaft hinzugefügt hat. Des Lebens bedeutungsvollster Gehalt ist für den Dichter die Liebe, mit der Liebe beginnt das „Haus des Lebens“. Wie es die Poeten der verschiedenen Völkerzeiten und Geschlechter von Sappho bis George Sand, von Ovid bis Heine gethan, so ist auch Rossotti bestrebt, der „grande passion“ die seinem Genie am nächsten verwandte Seite abzugewinnen. Es ist dies nicht die jugendlich frisch hervorströmende Leidenschaft, wie sie den Liebesfrühling deutscher Lyrik

bezeichnet. Jener liebartigen Bildung, wie sie sich bei uns in innigster Anlehnung an den Volksgefang entfaltete, ist Rossotti fast völlig fremd geblieben, eine Erscheinung, welche sich übrigens auch bei Tennyson, Browning und allen unter dem Einflusse Shelley's stehenden Dichtern (und welcher moderne englische Lyriker hätte sich diesem Einflusse entziehen können) in gleicher Weise beobachten läßt. Die unserem Dichter eigenthümliche Art ist jenes Versenken in die geheimnißvollsten Tiefen des Gegenstandes, welcher jedoch die Wärme eigenen Empfindens durchaus nicht fehlt, und die nur zuweilen in mystisches Grübeln auszuarten Gefahr läuft. Die Form, deren er sich mit Vorliebe und Meisterschaft bedient, ist das Sonett, welches in der bedeutungsvollen Gliederung seiner vierzehn Zeilen schon eine gewisse Symbolik der Struktur zeigt und außerdem durch seine strenggezogenen Grenzen der gemessenen, nicht selten bis zur Unschönheit zusammengepreßten Kürze Rossotti'scher Diction entgegenkommt.

Von den Sonetten des „House of life“ möchten wir vorzüglich die „Love Letter“ und „Love's Redemption“ überschriebenen als trefflichste unter manchen trefflichen hervorheben; in letzterem wird die heiligste Vereinigung der Liebenden unter dem Gleichniß des Abendmahles geheimnißvoll gefeiert. Unter den „Songs“ wirkt besonders der fünfte durch die Wiederholung der melancholischen Anfangszeile „A little while a little love“ überaus ergreifend und kommt wohl unserem Begriffe „Lied“ am nächsten. Von der erwähnten Gruppe, in welcher wir den Einfluß Dante's zu erkennen glauben, mag der Uebergang zu einem längeren zusammenhängenden Gedichte natürlich erscheinen, welches den Titel „Dante at Verona“ führt und verschiedene Scenen aus dem Leben des großen Florentiners in der Verbannung am Hofe Can Grande della Scala's schildert. Die durch ihren Umfang ziemlich bedeutende Arbeit ist in allen andern Rücksichten entschieden als die schwächste des ganzen Werkes anzusehen. Die anekdotenhaften Uebersieferungen von den unartigen Scherzen des italienischen Großen und den nicht viel feineren Antworten seines Gastes, wie sie dem mit der betreffenden Literatur Vertrauten nur zu geläufig sind, nehmen sich in dem Gewande englischer Verse nicht gerade zu ihrem Vortheil aus, und auch die berühmte Stelle des Paradiso:

„come sa di sale
Lo pane altrui e com'è duro calle
Lo scendere e l' salir per l'altrui scale“

ist doch schon zu oft benutzt und variirt worden, um noch einmal als Thema zu einer Paraphrase in sechszig und einigen Stanzas zu dienen.

Für den minder bedeutenden Gehalt des letzterwähnten Werkes entschädigt reichlich ein anderes Gedicht, dessen Schauplatz ebenfalls unter italienischem Himmel liegt und dessen Leidenschaft getränktes Kolorit die ganze Glut dieses Himmels wiederstrahlt.

Es ist „A last confession“, die letzte Beichte eines jungen lombardischen Bauern, der die eigene Geliebte seiner eifersüchtigen Wuth geopfert hat. Die Zeit der Handlung ist das Revolutionsjahr 1848, und Rossetti hat es verstanden, die politische Erregtheit seines Helden mit dem Groll verschmähter Liebe zu einer Steigerung der Leidenschaft zu verbinden, wie sie an Intenfität des Gefühls und Macht des Ausdrucks ihres gleichen sucht. Und dabei ist der Charakter des Volksthümlischen, und zwar italienischen Volksthümlischen völlig treu gewahrt, was auch insbesondere von einem eingefügten Liebesgedichte in italienischer Sprache gilt.

Wenn in den bisher besprochenen Schöpfungen der Geist Dante's und seiner Nation sich dokumentirte, so möchten wir in der jetzt zu erwähnenden Gruppe den Einfluß Rossetti's des Malers auf Rossetti den Dichter als unverkennbar hervorheben. Es gehören hierher, abgesehen von den „Sonnets for Pictures“ in der Art August Wilhelm von Schlegels, vorzüglich zwei längere Gedichte, „The Blessed Damsel“ und „Eden Bower“. Das „selige Mägdelein“, wie es aus des Himmels goldner Pforte lehnt,

„Ihre Augen tiefer als der Grund
Der Abendflut der Klaren.
Drei Lilien trug sie in der Hand,
Sieben Stern' in ihren Haaren“,

sie erscheint in der That in ihrer stillen Keine wie aus einem Bilde der vorraphaelischen Schule hervorgetreten, und auch in „Eden Bower“ könnte Lilith, „Adams erste Frau“, mit deren gefährlichen langen Haaren uns Mephisto bekannt gemacht, vortrefflich zu einem Gemälde Cimabue's oder Giotto's sitzen. In letzterem Gedichte hat sich Rossetti des Refrains bedient, dem er mehrfach bedeutende Wirkung verdankt, wie z. B. in dem an den altenglischen Balladenstyl erinnernden schauerlich schönen Nachtstück „Sister Helen“. Derselbe Styl ist u. a. in den Gedichten „Stratton Water“ und „The staff and scrip“ mit minderem Glücke angewandt. Wir kommen zum Schlusse auf ein Kind der Rossetti'schen

Muse, welches bei allen Beurtheilern seines Werkes wie beim Publikum das größte Aufsehen, und zwar im verschiedensten Sinne erregt hat. Von einer Seite behauptete man, daß die Anwesenheit dieser Frauengestalt unter ihren ernstern Schwestern die Gedichte ihres Schöpfers für den Drawingroom jeder Dame unmöglich mache; minder prüde Kritiker hoben im Gegentheile den hohen sittlichen Ernst gerade in der Behandlung zweideutigen Stoffes lobend hervor. Daß für den Dichter die Schönheit und nicht die Moralität seiner Schöpfung höchste Rücksicht sei, ist nur sehr wenigen Engländern verständlich zu machen. Mit der letzteren, nämlich der Moralität, ist es allerdings bei der Heldin des fraglichen Gedichtes sehr mangelhaft bestellt.

„Lazy laughing languid Jenny
Fond of a kiss and fond of a guinea“,

wie sie dem Leser vorgestellt wird, ist sie nicht mehr und nicht weniger als eine jener Priesterinnen der paphischen Göttin, welche allnächtlich die glänzenden Parkettböden der Argyll Rooms und späterhin den Haymarket, Leicester Square (Freiigrath pflegte ihn sehr treffend Laster-Square zu nennen) und die angrenzenden Quartiere des westlichen London bevölkern.

Der Dichter ist seiner Schönen in ihre Wohnung gefolgt und Jenny von dem betäubenden Tanzlärm ermüdet auf seinen Knien in Schlaf gesunken. Ihr Haar, von jenem entzückend unbefinmbaren Blond, wie es der Schöpfer vor allen Nationen nur den Töchtern Albions gewahrte, rollt in aufgelöster Fülle zum Boden hinab. Eine sehr malerische, aber für den decenten britischen Leser allerdings etwas bedenklich zu nennende Situation, die fast an Aehnliches in Alfred de Mussets „Nolla“ gemahnen möchte. Und doch welcher durchgreifende, man darf sagen nationale Unterschied in der Auffassung beider Dichter. Der Franzose, mit der drohenden Gewißheit des Todes vor Augen, schwelgt im Taumel der letzten Liebeshnacht und stirbt beim Morgengrauen, den Kuß der Geliebten auf den Lippen; der Engländer vergißt des Genußes über der Menge zuströmender Gedanken; im Anblicke des träumenden Mädchens treibt er Philosophie, sie wird ihm zum Symbol des gefallenen Menschenthums, und er unterläßt es, die Schlummernde zu wecken, um nicht die Kette seiner Ideen unterbrechen zu müssen. Aber diese Gedanken, diese Philosophie ist nicht die des grübelnden Moralisten; wärmstes Mitgefühl für das unglück-

liche tiefgesunkene Geschöpf in seinen Armen hat die Hand des Dichters geführt. Die Grausamkeit der Gesellschaft, welche die Opfer ihrer eignen Lust mit unverwischlicher Schande brandmarkt, füllt seine Seele mit bitterstem Unmuth. Und wo liegt die Grenze — fragt der Dichter — zwischen gut und böse, zwischen Schuld und Unschuld? In einer glänzend durchgeführten Parallele weist er nach, wie genau dieselben Wünsche und Thorheiten, welche der Fluch Jemmy's geworden, unter glücklicheren Verhältnissen eine Frau zur Hiebe und zum Liebling ihres Kreises machen können.

„Of the same lump (as it is said)
For honour and dishonour made
Two sister vessels.“

Die uralt ungelöste Pilatusfrage nach Wahrheit, das grauenhafte Sphingengesicht der Menschheit starrt uns aus den Augen des schönen schlafenden Mädchens entgegen.

Ich möchte nicht mit der banalen Redensart schließen, daß ein Gedicht wie „Jemmy“ allein seinen Autor den ersten Geistern seiner Nation gesellt habe. Ich glaube nicht, daß ein Gedicht hierzu überhaupt im Stande sei, da das Genie sich nicht minder in der Fülle wie im Gehalt der Schöpfungen dokumentirt; aber man kann sagen, daß Herz und Geist, welche „Jemmy“ fühlten und bildeten, der höchsten Aufgaben im Gebiete der Dichtung sich kühn unterfangen mögen.

Wir kommen nun zu dem zweiten lyrischen Dichter dieses Kreises, denn als einen vorzüglich lyrischen Dichter müssen wir Algernon Charles Swinburne auffassen, obwohl die Anfänge seiner literarischen Wirksamkeit in dramatischer Form erschienen. Im Jahre 1860 noch in sehr jungem Alter, veröffentlichte Swinburne zwei Tragödien, betitelt „The Queen Mother“ und „Rosamund“, die Heldin des ersten Stückes, Katharina von Medicis, inmitten der Schrecknisse der Bartholomäusnacht, die des letzteren Heinrichs II. von England unglückliche Geliebte. Sprachliche Gewandtheit und außergewöhnliche Reife der Anschauung ließen das bedeutende Talent des jungen Autors ahnen, fanden aber beim Publikum durchaus nicht die verdiente Aufmunterung und Anerkennung. Auch wurde es schon in diesen Erstinngsversuchen deutlich, daß Swinburne's Begabung mehr nach der lyrisch-pathetischen, als nach der dramatisch-bewegten Seite hinneige. Diese Wahrnehmung bestätigte sich durch die beiden nächstfolgenden, fünf Jahre später veröffentlichten Tragödien

„Chastelard“ und „Atalanta in Calydon“. Es ist mir nicht möglich, hier auf die Einzelheiten der genannten Stücke näher einzugehen. Eine erschöpfende Besprechung würde Mittheilungen über das moderne englische Drama seit Shelley voraussetzen, welche die Grenzen dieses Aufsatzes weit überschreiten müßten und die ich mir bei späterer Gelegenheit zu geben vorbehalten. Einige kurze Bemerkungen mögen genügen.

In „Chastelard“ wird der Gesamteindruck trotz großer Schönheiten im Einzelnen, wie besonders in der Diktion, durch den mit allzu kühnen Strichen ge- oder verzeichneten Charakter der Heldin (Maria Stuart) wesentlich beeinträchtigt, eine Erscheinung, die nur zu sehr an ähnliche Ausschreitungen Victor Hugo's erinnert, welchem das Stück auch als dem „Chief of living Poets“ und „Greatest Man of France“ in emphatischer Weise zugeeignet ist. In überraschendem Kontraste zu diesen romantischen Extravaganzen steht „Atalanta“, welche ganz von der ernststen Würde antiker Tragik erfüllt ist. Die Scene, wo Athäa nach heftigstem Widerstreit der Leidenschaften zuletzt der Stimme der höheren Pflicht gehorcht und den Manen der gefallenen Brüder das Leben des Mörders, ihres eignen geliebten Sohnes opfert, ist von höchstem dramatischen Eindruck, und die eingefügten Chöre möchten an pathetischem Schwunge in der modernen Literatur kaum anderswo als in der „Braut von Messina“ übertroffen werden.

Dem großen innern Werthe des Stückes entsprechend war auch der äußere Erfolg ein glänzender. Während man im „Chastelard“ die Ausschreitungen überreizter Phantasie bei so entschiedenem Talente bedauert hatte, erkannte die Kritik einstimmig in dem Dichter der „Atalanta“ einen aufgehenden Stern erster Größe an. Besonders sah man weiteren Proben des bewiesenen lyrischen Talentes mit Spannung entgegen. Diese ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Schon im folgenden Jahre (1866) veröffentlichte Swinburne eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Poems and Ballads“. Das Schicksal dieses Buches und seine Wandlungen in der Gunst des Publikums sind außergewöhnlich und zugleich für die englischen Zustände charakteristisch, so daß sie einiger kurzen Worte der Schilderung wohl werth erscheinen mögen. Der erste Eindruck desselben auf die öffentliche Meinung war, so weit man nach den Äußerungen der Presse urtheilen darf, der des Abscheus und Entsetzens; die wüthendsten Anklagen auf Gottesläugnung, politische wie moralische Zügel-

losgkeit und ähnliche Verbrechen wurden mit einer Einstimmigkeit und Gewalt erhoben, daß, wie es hieß, der Lord Chancellor, welcher in höchster Instanz über britische Moral, so weit sie durch unzulängliche Gewandung der Tänzerinnen und ähnliche Excentricitäten bedroht ist, zu wachen hat, auch in diesem Falle einzuschreiten gedachte. Durch all diesen Lärm stutzig gemacht, erklärte zuletzt der eigne Verleger Swinburne's in einem Anfall nachträglicher Tugend, daß er zu der Verbreitung eines so skandalösen Buches nicht die Hand bieten wolle, und verweigerte den ferneren Verkauf der Ausgabe. Glücklicherweise fand sich bald ein anderer Buchhändler, der die übrigen Exemplare des trotz alledem reisend abgehenden Werkes übernahm, zu dessen Gunsten sich nun auch bald ein bedeutender Umschwung in der öffentlichen Meinung wahrnehmen ließ. Gewichtige Stimmen traten zur Vertheidigung Swinburne's auf und hoben insbesondere die großen poetischen Schönheiten der „Poems and Ballads“ hervor, welche selbst die eifrigsten Gegner nicht läugnen konnten. Von besonders guter Wirkung in diesem Sinne war eine unparteiisch gehaltene und vortrefflich geschriebene Broschüre, welche William Rossetti, ein besonders durch die Herausgabe von Shelley's Werken vortheilhaft bekannt gewordener Schriftsteller, über die brennende Frage veröffentlichte. Auf den besondern Wunsch seines neuen Verlegers griff auch der Dichter selbst noch einmal zur Feder, um sich in seiner eignen Weise zu vertheidigen. Diese Vertheidigung war allerdings von der sonst an Gerichtshöfen üblichen Art nicht unwesentlich verschieden, denn der Angeklagte geht alsbald in die Offensive über und greift Kläger und Richter, d. h. in diesem Falle mehr oder weniger die gesammte englische Kritik mit einem an Byron erinnernden souveränen Hohne an. Die nationalen Laster religiöser und moralischer Scheinheiligkeit werden mit rücksichtsloser Schärfe bloßgelegt, und die ganze Summe seiner Verachtung hat der Dichter in die französisch ausgedrückte Pointe zusammengefaßt: „Ma corruption rougirait de leur pudeur“. Im Uebrigen vindicirt sich Swinburne mit unzweifelhaftem Recht die Freiheit des Poeten, ganz den Eingebungen seines Genius zu folgen, eine Freiheit, die von den Schranken der Sittlichkeit nur insofern beengt wird, als sie mit den Linien der Schönheit zusammenfallen. Wenn wir diesem Grundsatz in vollem Maße beizustimmen geneigt sind, so läßt sich doch auf der anderen Seite nicht verkennen,

daß der Dichter auf dem von ihm selbst geschaffenen Rechtsboden durchaus nicht unanfechtbar dasteht. Es herrscht in manchen der „Poems and Ballads“ ein Ton der übermäßig gesteigerten, fast möchte man sagen transscendentalen Sinnlichkeit, welcher weit mehr gegen die Regeln der Aesthetik als der Ethik verstößt. Es ist dies dieselbe Maßlosigkeit der ungezügelter Phantasie, welche an andern Stellen, wie z. B. in „Les Najaides“ und „The Leper“, das physisch Abscheuliche mit Vorliebe aufsucht, eine Maßlosigkeit die sich auch in der äußeren Form zuweilen nicht verkennen läßt. Der Eindruck mancher Gedichte wird durch zu große Länge entschieden beeinträchtigt, und wenn Madame de Staëls berühmter Ausspruch „Les Allemands ne savent pas finir“ richtig ist, so dürfen wir in dieser Beziehung Swinburne entschieden als deutschen Landsmann anerkennen, zu welcher Wahrheitswandtschaft ihn übrigens auch umfassende literarische Kenntniß und philosophische Tiefe mehr als irgend einen andern englischen Dichter berechtigen. Swinburne's Mängel sind Folgen der Kraft und Ueberfülle. Wo er die „Beschränkung“, jenes wichtige Vorbedingniß der Meisterschaft, geliebt hat, da trägt sein Schaffen den Stempel der Vollendung. Gedichte, wie das „Rondel“, „Itylus“ und vor allen „A Ballad of Burdens“ mit dem trostlosen Refrain „This is the end of every man's desire“, stehen an hoher Schönheit in Empfindung und Ausdruck den herrlichsten Schöpfungen der englischen Muse nicht nach. Zu erwähnen bleibt noch der sichtbare Einfluß des Dichters und Malers Rossetti, wie er in manchen Stellen der „Poems and Ballads“ hervortritt.

Fene geheimnißvollen Gestalten in „A Ballad of Life“ und „A Ballad of Death“ bewegen sich ganz in jenem Chiaro-oscuro der Farbemischung, wie es der vorraphaelischen Schule eigen.

Ich habe bei der Besprechung der „Poems and Ballads“ absichtlich jedes Eingehen auf Details vermieden, um baldmöglichst zu einem andern Werke des Dichters übergehen zu können, welches, wie ich glaube, alle früheren an Bedeutung weit überragt und in dem Schaffen des Autors, ja man kann sagen, in der gesammten englischen Literatur als epochemachend zu bezeichnen ist. Es sind dies die „Songs before Sunrise“, eine Sammlung vorwiegend politischer und religiöser Zeitgedichte*).

*) Die Veröffentlichung der „Songs before Sunrise“ steht erst in einigen Wochen bevor, doch hatte der Dichter die Güte mir die fertigen Probebogen mit der Erlaubniß der Einsicht und Besprechung zur Verfügung zu stellen.

Um den Standpunkt des Dichters gegenüber diesen großen Fragen am klarsten und klarsten festzustellen, genügt die Bemerkung, daß das Buch Joseph Mazzini zugeeignet ist. Die Ideen über die völlige Um- und Neugeschaltung aller gesellschaftlichen und staatlichen Beziehungen, welche der Name des großen Agitators repräsentirt, sind die bewegenden Grundgedanken der „Songs before Sunrise“; unter diesem Sonnenaufgang selbst ist nichts Anderes zu verstehen als der Beginn jener Umwälzung, die europäische Revolution. Freiheit ist Swinburne's Ruf und Lobung, Freiheit für die Völker aller Zonen, und zwar Freiheit um jeden Preis, auch um den Preis der Verwüstung und des edelsten Herzbutes. Mit hochgeschwungenem Schwerte soll sie ziehen durch alle Lande „To destroy the sins of the earth with divine devastation“, denn:

„It is better that war spare but one or two,
Than that many live and liberty be slain“.

Es ist die alte Losung der Männer von 1793, jenes *Fraternité ou la mort*, welches, mit der ganzen Schärfe einer philosophischen Idee durchgeführt, die erhabenste und zugleich entsetzlichste Seite jener großen Freiheitsbewegung bildet. Die Verbreitung dieser Freiheitsidee ist auch bei Swinburne nicht durch die Schranken der eignen Nationalität eingengt. Wo sich eine Spur entfesselnden Strebens zeigt, sei es in Kreta, Frankreich oder Italien, da begleitet sie der Dichter mit aufeinander Aufruf, mit forgerender Hoffnung. In Italien und Frankreich sieht er dabei den heiligsten Hort und die Pflanzstätte der bessern Zukunft, mit bitterstem Haß verfolgt er in beiden Ländern die Unterdrücker dieser „mater dolorosa“ der Freiheit: Papst und Kaiser. Besonders gegen die Herrschaft der Napoleoniden sind die schärfsten Pfeile seines Hasses gerichtet, ein Haß, welcher nur zuweilen zu einem Grade persönlicher Invektive ausartet, die auch bei voller Ueberzeugung von der Verwerflichkeit jenes Systems in hohem Grade bedauerlich erscheinen müssen. In einem Odyssus von Sonetten, welche auf den Titel „geharnischte“ nur zu begründeten Anspruch haben, wird der Kaiser, „The Saviour of Society“, wie der Dichter ihn in sarkastischem Hohne bezeichnet, mit einer Flut von Schimpfreden überschüttet, die an die schlimmsten Kraftstellen der „Lanterne“ erinnert. Wie Rochefort nimmt auch Swinburne sich die wenig beneidenswerthe Freiheit, seine Angriffe auf die Frauen der kaiserlichen Familie, besonders auf die reine Hortense auszudehnen, eine Verletzung der guten Sitte, vor welcher ihn schon das gewöhnlichste An-

standsgefühl des Gentleman hätte bewahren sollen und die bei dem feinfühlenden Dichter doppelt beklagenswerth ist.

Gegen derartige Ausschreitungen hebt sich in erfreulicher Weise der edle Schwung in Gedanken und Worten ab, der überall da hervortritt, wo der Dichter einer großen Idee gegenübertritt. Es steht ihm hier eine Erhabenheit der Diktion, eine Kraft der Rhythmen zu Gebote, welche in der englischen Literatur kaum je erreicht, gewiß nie übertroffen ist. Als hervorragend in dieser Beziehung möchte ich besonders auf ein Gedicht hinweisen, welches zugleich dem bereits erwähnten Grundgedanken von der Verbrüderung der Völker in der Freiheit zum Ausdruck dient und so füglich als das Glaubensbekenntniß des Dichters bezeichnet werden kann. Es ist dieses die „Litany of Nations“, ein begeisterter Aufruf aller Nationen an den Genius des fortschreitenden Gestaltens, der Freiheit in der Natur. Die Klage um die Sünden der Väter, wie sie in fortgehender Missethat sich an den nachgebornen Entkeln rächen, der ängstliche Schrei des nachbefangenen Geschlechtes nach dem langersehnten Grauen des Lichtes sind von überwältigender Schönheit. Dabei ist das Verhältniß der einzelnen Nationen zu den großen Fragen der Zeit mit glücklichstem Erkennen aufgefaßt und wiedergegeben. Die Strophen Frankreichs und Italiens heben sich durch schwungvollstes Pathos hervor, Deutschland drückt sich auch hier in der etwas unbestimmten farblosen Weise aus, welche nur zu oft in der Wirklichkeit die Bestrebungen der Heimat zu kennzeichnen pflegte; am bemerkenswerthesten aber ist die Art, in welcher der Dichter die Gestaltung der Verhältnisse in seinem eignen Vaterlande ansieht. Wir kommen hier zu einer Seite der Swinburne'schen Poesie, welche die Bedeutung desselben für die nationale Entwicklung Englands in hohem Grade steigert. Bei der Schilderung von Swinburne's politischem Radikalismus hat sich der deutsche Leser vielleicht gesagt, daß ähnliche Gesinnungen in freilich weit geringerer Formvollendung seit Herwegh und Hoffmann von Fallersleben auch in unsrer Dichtung laut geworden, aber die britische Insel ist von den Stürmen der kontinentalen Revolutionen unberührt geblieben. Die Bildung freier Institutionen ist in England lediglich eine Folge nationaler Ueberlieferung. Wäre König Johann den widerwärtigen Baronen oder Karl Stuart dem Hause der Gemeinen gegenüber siegreich geblieben, der echte Nationalbrite würde ebenso sehr für

eine strengmonarchische Regierungsform sich begeistern, wie er jetzt für die Magna Charta oder Habeas Corpus in seiner nüchternen Weise schwärmt. Jener Anerkennung des angeborenen Freiheitsrechtes, wie sie seit Rousseau die ideale Basis aller modernen Fortschrittsbestrebungen in Frankreich und Deutschland bildet, ist die ungeheure Mehrheit des englischen Volkes bis in die jüngste Vergangenheit fremd geblieben. Seit Shelley ist Swinburne der erste englische Dichter, welcher für die Solidarität aller Völker in ihrem Fortschritte für das Freiheitsrecht des Individuums, nicht als Briten oder Franzosen sondern als Menschen begeistert Zeugniß abgelegt. Möge seine Stimme den weitesten Nachhall im Herzen seines Volkes finden!

Es erübrigt, noch einige Worte über die religiös-philosophische Anschauung unseres Dichters hinzuzufügen, welche mit den entwickeltesten politischen Ideen sich in vollkommenstem Einklang verbindet. Auch hier hat Swinburne durch die vielleicht noch empfindlicheren Vorurtheile seiner Zeit- und Landesgenossen sich in der Freiheit seiner Aeußerung durchaus nicht beschränken lassen; auch hier beruht seine Ueberzeugung auf der Grundlage tiefeignen philosophischen Denkens. Es läßt sich erwarten, daß seiner reineren poetischen Anschauung die anthropomorphische Idee von der Gottheit, wie sie das Christenthum dem Nationalkultus der Juden entlehnt, in keiner Weise genügen konnte. In der Anbetung eines oder mehrerer außer-natürlichen Wesen sieht er ein Abweichen von dem Pfade des ursprünglichen Naturbewußtseins, eine freiwillige Selbstnechtung des Geistes, eine willkürliche Schöpfung des menschlichen Denkens, welche in eben diesem geläuterten Denken ihr nothwendiges Ende erreichen wird. „Thought made him (God) and breaks him.“ Die Gottheit ist für ihn jenes unbegrenzte Streben nach freier Bildung und Gestaltung, wie es alles

Sein durchdringt und sich im Menschen, um mit Schopenhauer zu reden, als „Genius der Gattung“ im Individuum offenbart.

„The pure spirit of man, that men call God.“

Auch der äußeren Entwicklung des mosaischen Gottesgedankens, der christlichen Kirche, kann Swinburne die Berechtigung im modernen Bewußtsein der Völker nicht zuerkennen. In einem Cyklus von drei Gedichten, den „Christmas Antiphones“, spricht er es aus, wie das Christenthum zur Lösung der wichtigsten Frage der Neuzeit, der socialen Frage, absolut unfähig sei, wie es ungetreu den Traditionen seines Stifters zu einer Religion der Bestehenden entartet sei. Das erste dieser Gedichte ist betitelt „In Church“ und schildert mit glücklich getroffener religiöser Färbung die zufriedene Frömmigkeit der Glücklichen. Aber schon läßt sich „Outside church“, die großende Klage der Armen und Elenden, vernehmen:

„What for us hath done
Man beneath the sun
What for us hath God?“

Das dritte Gedicht endlich, „Besond Church“, enthält die Lösung der brennenden Frage. Was kein übermenschlicher Gott leisten konnte und wollte, die Linderung der erdrückenden Noth, das soll das Mitgefühl des veredelten Menschen dem leidenden Bruder in freiwilligem Opfer gewähren.

„Man shall do for you
Men the sons of men
What no God would do.“

Mit diesen versöhnenden Worten echter Humanität wollen wir von einem Dichter scheiden, dessen hohe poetische Begabung und eigenartige Fülle der Gedanken auch seine Gegner zur Bewunderung zwingen mußten, während selbst die Ausschreitungen seines Uebereifers in der schwerzubewegenden Theilnahmlosigkeit des britischen Naturells eine mildernde Erklärung finden.

Franz Hüffer.

N e k r o l o g.

Herzogin Amalie von Sachsen, ältere Schwester des Königs Johann, geboren am 10. August 1794, † den 18. September in Schloß Pillnitz. Sie war seit 1829 unter dem Pseudonym Amalie Heiter mit großem Erfolge als

dramatische Dichterin thätig. Ihre Werke erschienen gesammelt unter dem Titel „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne“ in 6 Bänden. Auch als Lieddichterin versuchte sich die Prinzessin in mehreren Kirchenliedern und Opern.

N e u e B ü c h e r.

Frommannsche Haus, das, und seine Freunde 1792—1837. Von F. J. Frommann. Jena, Frommann.

Gotische Sprache im Dienste des Christenthums, von R. Weinhold. Halle, Waisenhaus.

Kunst.

Nekrolog.

Hausler, Franz, ehemals Direktor des Münchener Konservatoriums, sehr beliebter Opernsänger (Baritonist) und in der Kunstwelt hochgeachtet, † im September zu Freiburg im Br.

Lange, Friedrich, Professor der Architektur in Mar-

burg, † daselbst in der ersten Hälfte des September, 60 Jahre alt. Er war in weiteren Kreisen bekannt durch die von ihm geleitete Restauration der St. Elisabethkirche.

Stuboda, Karl, Historienmaler in Wien, † daselbst in der Nacht zum 12. September im 47. Lebensjahre.

Neue Bücher.

König, Gustab. Sein Leben und seine Kunst. Von A. Erhard. Erlangen, Deichert.

Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters, von Fr. Voc. 1. Serie. Neuß, Schwann.

Geographie.

Die argentinische Republik. Unter allen spanischen Republiken erstreckt sich die Argentina, an deren Spitze der erfahrene und ehrliche Don Domingo Sarmiento steht, des vorzüglichsten Gedeihens. Die reichen Hülfsmittel des Landes werden mehr und mehr erschlossen, Ackerbau und Handel entwickeln sich in reichem Maße und für den öffentlichen Unterricht wird eifrig gearbeitet. Nachdem nun auch der Krieg, zu welchem die Republik durch Paraguay gezwungen wurde, beendet, geht die Argentina der schönsten Zukunft entgegen. Hierfür sprechen die Thatsachen, welche die letzte Witschaft des Präsidenten dem Kongresse vorführt.

Die Eisenbahnen der Provinz Buenos-Ayres, die argentinische Centralbahn, die vermessenen Uruguay- und Rio-Quarto-Bahnen und die Strecke der vermessenen Tucumanbahn bilden ein ansehnliches Bahnnetz. Es sind im Betriebe 458 Miles, 60 im Bau, 210 unter Kontrakt, 400 in Vorarbeit. Die Länge der arbeitenden Telegraphendrähte beträgt 836 Miles, mehr als 1000 Miles sind in Ausführung begriffen, und die argentinischen Drähte sollen demnächst mit jenen Brasiliens, also künstig mit Europa in Verbindung gebracht werden. Es sind manche Brücken und drei eiserne Hafendämme gebaut worden.

Besondere Sorgfalt wendet die Regierung dem Straßenbau zu. Von großer Bedeutung erscheint es, daß es gelungen ist, mit einem Zuge beladener Wagen über die Cordilleren nach Chile zu fahren, während die Waaren bisher nur auf Maulthieren transportirt werden konnten.

Jndalecio Castro hatte 6 Jahre lang für dies Unternehmen Studien im Gebirge gemacht und Vorbereitungen getroffen; nun gelang es, in 45 Tagen von Copiapo aus das Hochgebirge zu überschreiten. Als bald tauchte die Idee einer Cordillerenbahn auf, eine Kommission hat die Anden untersucht, und Professor Rosetti von der Universtät Buenos-Ayres kommt in seinem Bericht zu dem Schluß, daß der Planchon-Paß, etwa unter 36° südl. Br. mit 11,600' Höhe, am besten sich für die Anlage einer Bahn eigne.

Die östlichen Abhänge des Hochgebirges und die verschiedenen Gebirgszüge in den nördlichen Provinzen: Cordova, San Luis, Mendoza, San Juan, Rioja und Catamarca sind reich an Metallen, deren Ausbeutung bislang vernachlässigt wurde, weil Kapital und Fachkenntniß fehlten. Nun aber haben mehre europäische Gesellschaften den Betrieb in die Hand genommen, die Regierung hat genaue Berichte über die Minen veröffentlicht, und sie wird demnächst durch sachkundige Männer Untersuchungen über die geognostischen Verhältnisse, über den Mineralreichtum und die Ackerbauverhältnisse vornehmen lassen. Nach den wichtigsten Grubenbezirken sind Straßenbauten in Angriff genommen und theilweise schon vollendet worden, um die Versendung der Minenprodukte und das Hinzuschaffen von Maschinen zu erleichtern. Auch sind Anzeichen vorhanden, daß die Steinkohlenlager ergiebig sein werden.

Im Jahr 1869 langten etwa 40,000 Einwanderer an und alle fanden sofort lohnende Beschäftigung. Die verschiedenen Kolonien in

Entre Rios, Santa Fé, Cordova und Buenos-Ayres sind in einem durchaus blühenden Zustande, und der Präsident betont die Nothwendigkeit, die Einwanderer in jeder Weise zu begünstigen. Die erste Volkszählung, welche überhaupt in Argentinien vorgenommen wurde (September 1869), ergab die Ziffer von 1,736,700 Seelen.

In Bezug auf die Wollproduktion nimmt Argentinien die erste Stelle ein. 1869 wurden von Buenos-Ayres 140 Millionen Pfund Wolle ausgeführt gegen 134 Mill. Pfd. im Vorjahr. Außerdem wurden 100 Mill. Pfd. Talg und 45 Mill. Pfd. Schaffelle exportirt. Auch die andern Zweige der Viehzucht weisen einen Fortschritt auf, und die Erzeugnisse des Ackerbaus sind derart gestiegen, daß sie schon in der nächsten Zeit zu den argentinischen Stapelartikeln im Welthandel gehören werden. Schon widmen sich 6 Provinzen dem Getreidebau, und der Boden ist so fruchtbar, daß ein Landwirth, der 11 Fanegas Weizen ausgesät hatte, davon einen Ernteertrag von 800 Fanegas erzielte.

Die Finanzen befinden sich in der besten Ordnung. Die Einnahmen der Republik, welche 1869 schon 12,676,800 Silberdollars betrug, werden 1870 voraussichtlich auf 16 Mill. steigen. Die auswärtige Schuld stellt sich auf 2,435,700 Pfd. Sterling. Der Präsident betont die Nothwendigkeit einer bessern und schnelleren Handhabung der Kriminaljustiz, welche von den Provinzen ressortirt, und wendet sich dann zum öffentlichen Unterricht, um bei diesem am längsten zu verweilen. „Es ist die rühmliche Aufgabe unseres Jahrhunderts, die ganze Masse der Bevölkerung eines Landes eines möglichst hohen Grades von Unterricht theilhaftig zu machen, damit jeder, der es will, sich auf ehrenhaftem Wege Zutritt verschaffen könne zu dem Nießbrauch an den gesellschaftlichen Vortheilen und der Theilnahme der Regierung Aller über Alle. Das ist eine Bedingung, ohne welche eine wirkliche Republik nicht bestehen kann, und die Bezeichnung Demokratie wird da zum Spotte, wo die Regierung, welche auf derselben zu beruhen hat, es hintenansetzt und versäumt, den Bürger zu einem moralischen und intelligenten Menschen heranzubilden.“ Das Verlangen nach Schulen ist in der Argentina allgemein, und viele derselben sind in Distrikten gegründet worden, welche bisher keine Unterrichtsanstalten hatten. In Rioja ist auch eine höhere Mädchenschule gegründet worden, und in dieser Provinz, welche bisher so viel durch innere

Unruhen gelitten hat, bekommen jetzt etwa 2300 Kinder Unterricht. Nach den Angaben besuchen 89,976 Kinder die Schule. In San Juan kommt 1 Schulkind auf 10 Einwohner, in Buenos-Ayres, Santa Fé, Corrientes, Entre Rios, San Luis und Cordova 1 auf 17; in Catamarca, Jujuy und Rioja 1 auf 23, in Salta, Mendoza, Santiago und Tucuman 1 auf 27. „Was wird die Zukunft von Republiken wie der unsrigen sein, wo die Bevölkerung ganzer Distrikte in geistiger Beziehung unter den freigelassenen Sklaven der nordamerikanischen Südstaaten steht, wenn wir nicht in kräftiger Weise die Unwissenheit beseitigen?“

Die Centralregierung hat den Provinzen das Jahrgeld von 100,000 Silberpiastern ausgezahlt, welche der Kongreß für Erziehungszwecke bewilligt. Die Provinz San Juan gründet eben jetzt auch zwei höhere Lehranstalten; für das Lehrerseminar in der Stadt Parana sind die Professoren eingetroffen. Neuerdings wird darauf gesehen, daß beim Unterricht eine praktische Tendenz verfolgt werde. Je nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Provinzen wird der eine oder der andere Zweig bevorzugt; so hat man z. B. in Catamarca und San Juan Lehrstühle für Mineralogie errichtet; in Buenos-Ayres wird Stenographie gelehrt; in den meisten Provinzen sind Abendschulen und Volksbibliotheken vorhanden. An der vormaligen Jesuitenuniversität zu Cordova sind durchgreifende Neuerungen eingeführt. In den alten Klostermauern werden demnächst sieben oder acht deutsche Professoren auftreten, um die in jenen Hörsälen bisher unbekanntem Naturwissenschaften, insbesondere auch Physik zu lehren.

Im Fortgange der Botschaft wird hervorgehoben, daß ein ausgedehntes Gebiet, welches bis zum vorigen Jahr durch die Indianerhorden unsicher gemacht wurde, der Herrschaft der Gesetze unterworfen worden sei. Die Wilden sind empfindlich geächtigt worden; zwei große Straßen, welche seit lange unsicher und deshalb verlassen waren, laufen jetzt innerhalb der Grenzlinien, und auf beiden, jener im Gran Chaco und der in den südlichen Pampas, wird ein reger Handelsverkehr getrieben. Die Sicherstellung der Grenze wird Mühe kosten, soll und muß aber geschehen. Man hat Kantonnirungen für die Grenzsoldaten und sie bilden den Kern für größere Ansiedelungen; es sind Kasernen für die Truppen gebaut worden und man hat mit dem Ackerbau begonnen. Mit den Nanuelas-Indianern ist ein Vertrag abgeschlossen worden, durch welchen

die Kaziken ein Interesse an friedlichem Verkehr gewonnen haben.

Es ist nothwendig, das Strombett des La Plata zu verbessern. Hier ist kein Hafen vorhanden, welcher den Schiffen beim Einladen und beim Löschn Bequemlichkeit böte. Der Hafen von Buenos-Ayres wird gereinigt; an vielen Stellen sind die fahrbaren und sicheren Kanäle durch Tonnen bezeichnet worden und die Feuerbaken zeigen dem Schiffer seinen Weg. Die Regierung wird Alles thun, um die Schiffahrt auf den Strömen sicher zu machen.

Am Schlusse fordert der Präsident die Senatoren und Deputirten auf, einmüthig auf der Bahn des Fortschritts zu verharren. „Lassen Sie uns, alle Meinungsverschiedenheiten der Parteien bei Seite legend, das Gemeinwohl fördern. Lassen Sie uns zum Abschluß bringen die gesehloze Periode, und zeigen wir, daß es unter uns keine einander feindlichen Gewalten gibt, sondern nur Freunde der Verfassung und des Fortschritts.“

Die Bewohner der Andamanen. Einem Berichte des Arztes Day über die Bewohner dieser Inselgruppe entnehmen wir der „G. Bombay Gazette“ nach einer Uebersetzung in den „Mittheilungen der Wiener geographischen Gesellschaft“ Folgendes: Die Bewohner der Andamanen sind von kleiner Statur. Einst waren sie als Kannibalen gefürchtet, und noch jetzt traut man ihnen in Fällen nicht, wo der Schiffbruch jemanden in ihre Nähe bringt. Solche Verunglückte sind das Opfer ihrer Pfeile und Speere oder werden zu Sklaven gemacht. Sie haben keinen Gefallen an Leuten, welche Kopf- und Barthaare tragen, und gehen geschorenen Hauptes einher. Das Haar wird halbmonatlich mit Glasscherben entfernt. Sie halten sich für sehr wohlgestalteten und ihr größter Schimpf ist die Bemerkung: deine Nase oder dein Mund ist häßlich. Sie gleichen den Affen oder Kindern, welche sich mit Spielzeug belustigen. Schenkt man ihnen einen Kleiderstoff, so winden sie denselben sofort um den Kopf oder versuchen Andern in der Tracht nachzuahmen; erst wenn das Geschenk schmutzig geworden ist, wird es auf die gewöhnliche Art getragen. Trägheit ist eine hervorragende Eigenschaft. Gibt man ihnen Tabak oder Cigarren, so machen sie sich in einem Sessel bequem und lassen von ihren Dienern Feuer bringen; es selbst zu holen halten sie für zu mühsam. Sie schneiden große Zweige ab, um die Früchte zu erhalten, die sie

mit einem Bambusstab leicht hätten abschlagen können. In der Wildniß sind sie sehr ungestüm und schießen oder greifen zum Messer bei dem geringsten Anlaß. Doch achten sie die Ermahnungen der Alten, welche den Sturm sogleich beschwichtigen. Sie heulen und weinen, wenn ihnen ein Verlust zuflößt, doch bald ist das Auge trocken und der kleinste Vorfall macht sie lachen. Das Bemalen und Verzieren des Körpers ist Aufgabe der Weiber. Man wendet hierzu einen eisenhaltigen Stoff mit fettiger Einreibung an. Dieser Farbenschmud bildet die ganze Bekleidung der Männer, die außerdem allenfalls noch Bänder um die Hüften oder den Hals oder unterhalb des Knies tragen. Die Weiber winden in die Hüftenbänder noch rothe Tuchstücke, während an der Vorderseite einige frisch gesammelte Blätter und hinten Anhängsel von Faserstoff angebracht werden. Eine Schnur mit Gebeinen der Ahnen oder ein Saß auf dem Rücken mit dem Schädel irgend eines Anverwandten oder auch ein breites Tragband über die Schultern zur Unterbringung eines Kindes vollendet die Toilette.

Das Ausschreien ist ein Zeichen der Verhöhnung mit dem Feinde oder der Freude über das Wiedersehen eines Freundes. Auf das Schreien folgt der Tanz. Die Weiber klatschen mit den Händen und begleiten das Fußstampfen der Männer mit ihrem Gesang. Die Scene endet mit dem Eintreten beider Parteien in den Tanz. Auch bei andern Gelegenheiten gibt es Tanzvergünstigungen. Wenn ein Stamm den Bereich eines andern besucht, ohne hierzu eingeladen zu sein, wird dem Häuptling durch einen Tanz bis in die Nacht hinein die Huldigung dargebracht, worauf er die Ankömmlinge gastlich aufnimmt. Die Kinder erhalten ihre Namen einige Monate vor der Geburt mit Benutzung irgend eines Lieblingsnamens, und da deren Anzahl kaum über 20 ausmacht, wird ihm der Unterscheidung wegen ein charakteristischer Vorname beigelegt. —

Außer der Chinariinde kennen sie kein Arzneimittel. Wenn ihnen ein solches durch Fremde geboten wird, so muß der Geber es kosten, ehe sie es nehmen. Ein Leichnam ist Gegenstand großer Furcht, ebenso ein Begräbnißplatz. Als Jacto, der Häuptling des nördlichen Stammes, starb, wurde sein Tod einige Tage lang von dem Volke öffentlich betrauert. Zwei Stunden nach dem Verschenden hüllten ihn die älteren Leute in Blätter und umwanden ihn mit Gebinden. Er wurde in das nur 4' tiefe Grab

in halbseitiger Stellung mit ostwärts gerichtetem Gesicht beigesetzt. Dann nahm jedermann durch sanftes Anblasen des Hauptes und der Stirne von ihm Abschied und endlich wurde das Grab leicht hin gefüllt und mit einigen Steinen besichert. Auf dem Grabe verbrannte man Reisig und an hervorragenden Punkten wurden Blumenguirlanden aufgestellt. Ein Becher mit Wasser wurde oberhalb des Grabes angebracht, damit die Seele des Verstorbenen zur Nachtzeit keinen Durst leide. Mehrere Monate lang besuchten die Angehörigen das Grab und sie nahmen die Gebeine des Verstorbenen in dem Maße mit sich, wie das anhaftende Fleisch geschwunden war. Zuletzt blieb der Schädel übrig, den zuerst der Hauptleidtragende sich an den Hals hing, und der dann von Einem zum Andern wanderte. Des Nachts wagen sich diese Leute kaum ins Freie, aus Furcht, Geister anzutreffen. Müssen sie dennoch hinaus und glauben sie nun einen Geist zu sehen, so schreien sie laut auf, schießen einen Pfeil ab oder verlangen, man möge ein Gewehr abfeuern. Wenn man darauf anspielt, daß sie Menschenfresser seien, so verlachen sie diese Idee und behaupten, daß das Menschenfleisch unfehlbar tödtliche Folgen für sie habe.

Sie verzehren nichts im rohen Zustande, auch nicht Früchte. Das Fleisch braten sie in der Asche oder auf irdenen Unterlagen. Sie haben keine regelmäßigen Mahlzeiten. Sie streifen herum, wo sie Speise zu finden hoffen

oder wohin sie die Laune führt. Sie kennen kein Gebot als das des Häuptlings oder ihrer Laune und lassen jeglichen Zwang. Sie haben keine Bedürfnisse und beachten als Luxus etwa nur Tabak oder Grog. Zucker schätzen sie nicht, aber Honig; ehemals verzehrten sie allerlei, Würmer, Raupen, Wurzeln, Nüsse u., jetzt gehört der Tintenfisch zu ihren Hauptgerichten, nicht aber rohe Austern.

Hohen Werth legen sie auf den Baumkahn, der 20 Personen faßt. Sie höhlen ihn mit einer Art Krummeisen, wobei die Arbeiter abwechseln und von den andern gespeist werden. Das Fahrzeug ist sehr gebrechlich und dauert kaum ein Jahr, weil sie es durch fortwährendes Ausschöhlen immer dünner machen. Es ist mit Ballast versehen und dient besonders zum Erbeuten von Meerrochen und Schildkröten. Eine Bambusfange mit einem leicht lösbaren Speer und einer daran befestigten Schnur sind die Jagdwerkzeuge. Der Bambus wird nach dem Fisch geschleudert, der Speer dringt in denselben ein und trennt sich dann von dem Bambus, während die Beute durch die Schnur festgehalten wird. Das Auge des Fischers wendet sich mit Habichtsschärfe nach allen Seiten. Der Speer trifft sein Ziel mit tödtlicher Wirkung. Ist der Fisch zu groß, so tauchen einige Gefährten unter, die Beute mit Messer und Spießen verfolgend, während andere die Leine um sie schlingen. Da die Eingebornen sehr geschickte Steinschleuderer sind, so tödteten sie kleinere Fische auch auf diese Art.

Neue Bücher.

Aegypten, Reisebriefe aus, von L. Mühlbach. Jena, Costenoble.

Böhmen. Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen. Von R. Andree. Leipzig, Hinrichs.

Geographisches Jahrbuch, von E. Behm. 3. Bd., 1870. Gotha, J. Perthes.

Germanen, der deutsche Name, und die ethnographische

Frage vom linken Rheinufer. Von Watterich. Paderborn, Schöningh.

Himalaya. Reisen in Indien und Hochasien, von H. von Schlagintweit-Sakunlünski. 2. Bd., 1. Jena, Costenoble.

Nordamerikanische Indianer, Märchen und Sagen derselben, von E. Knorrg. Jena, Costenoble.

Meteorologie.

Die neuesten Fortschritte der Meteorologie.

Im V. Bande der „Ergänzungsblätter“, S. 175 ff., habe ich eine kurze Uebersicht der neuesten und wichtigsten Arbeiten auf dem Gebiete der Meteorologie gegeben. Der gegenwärtige Artikel ist nun dazu bestimmt, jene kurze Darstellung durch Besprechung der hauptsächlichsten meteorologischen Arbeiten zu vervollständigen und bis zur Gegenwart weiter zu führen.

Zuerst muß hier der fortgesetzten Untersuchungen von Alexander Buchan über den mittleren Luftdruck und die vorherrschende Windrichtung an der Erdoberfläche gedacht werden, einer überaus wichtigen Arbeit, auf die schon in dem früheren Berichte (Ergänzbl. Bd. V, S. 176) hingedeutet wurde. Nicht allein die große Ausdehnung, sondern vor Allem auch die Sorg-

falt der Zusammenstellung ist es, welche den Karten, in denen Buchan die Vertheilung des Luftdrucks auf der Erdoberfläche für die einzelnen Monate und das Jahr zur Anschauung bringt, einen so hohen Werth verleihen. Die Ungleichmäßigkeit des Luftdrucks an den einzelnen Punkten der Erdoberfläche bedingt natürlich Bewegungen in der Atmosphäre, welche die Richtung der vorherrschenden Winde bestimmen. Sehr naturgemäß schließt daher Buchan seinen Untersuchungen über den Druck der Luft eine zweite Abhandlung über die vorherrschenden Windrichtungen an den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche an. Man kann aus den beigegeführten kartographischen Darstellungen mit Leichtigkeit den Einfluß erkennen, welchen die Gebiete höhern und niedern Luftdrucks auf die vorherrschende Windrichtung ihrer Umgebung ausüben. Betrachtet man z. B. die Region niedrigen Luftdrucks, welche während der Wintermonate im nordatlantischen Ocean und in den angrenzenden Gebieten existirt, so findet man, daß auf der amerikanischen Seite des atlantischen Oceans von 40° nördl. Br. östlich von den Felsengebirgen bis zur Baffinsbai Westnordwest-, Nordwest- und Nordnordwestwinde wehen, während auf der europäischen Seite im westlichen Theile von Centralearopa Südweste, in Dänemark Südsüdweste, bei Bergen in Norwegen südliche, bei Christianfund und Hammerfest südsüdöstliche Winde vorherrschen. Andererseits finden wir in Australien, wo der Luftdruck während der dortigen Wintermonate von der Küste gegen das Innere hin zunimmt, daß die Luft an allen Seiten aus der Region des höheren Druckes hinausströmt. Die Regionen des höhern und niedrigeren Luftdrucks müssen als die eigentlichen Windpole der Erdoberfläche betrachtet werden; von den erstern strömt die Luft hinaus, zu den andern strömt sie hin. — Ein Blick auf die Karten zeigt, daß die Lage der Isobaren (Linien gleichen mittlern Druckes der Luft) wesentlich durch die Vertheilung von Wasser und Land auf der Erdoberfläche bedingt wird; sie ihrerseits bedingt aber wiederum die vorherrschende Windrichtung, und von dieser hängt in erster Linie das ab, was man als Klima eines Landes bezeichnet. Betrachtet man z. B. die Windkarte für den Monat Juli, so findet man, daß Westeuropa und der östliche Theil von Nordamerika ihr angenehmes sommerliches Klima dem Vorwalten der Südwestwinde verdanken, die aus der Region höhern Luftdrucks im atlantischen Ocean zwischen Afrika und Nordamerika herkommen. Denkt

man sich, daß die Lage der Kontinente eine andere würde, daß z. B. Festland an die Stelle des Meeres träte, welches jetzt Afrika von Nordamerika scheidet, so würde dies eine totale Veränderung in der vorherrschenden Windrichtung nach sich ziehen. In dem nämlich dann die Region hohen Luftdrucks über dem atlantischen Ocean verschwinden und die Regionen niedrigeren Druckes in Asien, Afrika und Nordamerika einen ununterbrochenen Gürtel bilden würden, müßte gleichzeitig die Richtung der vorherrschenden Winde über Nordamerika und Westeuropa eine sehr nördliche werden und damit würden die Sommer großer Strecken dieser beiden Erdtheile so wesentlich sich verschlechtern, daß der Anbau von Cerealien vielleicht kaum mehr möglich sein würde. Etwas ganz Analoges würde erfolgen, wenn ein Festland sich erhöbe westwärts von einer Linie von Spitzbergen über das nördliche Scandinavien, die Farber nach Neufundland, und der Ocean einen Theil von Nordafrika und die Tiefebene von Europa und Sibirien überfluthete. Während gegenwärtig in Folge des niedrigen mittlern Luftdrucks im Winter über dem nordatlantischen Ocean in dieser Zeit Großbritannien meist Südwestwinde hat und selbst bei stürmischem Wetter der Wind nicht leicht über Nordwest hinausgeht, würde unter den angenommenen neuen Verhältnissen in England der mittlere Luftdruck von Süd gegen Nordwest hin beträchtlich zunehmen und daher nördliche und östliche Winde im Winter die vorherrschenden werden. Der Golfstrom würde bei der neuen Vertheilung des Landes an England vorbei durch die Dfsee in das weiße Meer strömen, aber sein Dampfgehalt würde bei der niedrigen mittleren Temperatur nicht mehr in Gestalt von Regen, sondern von Schnee niedergeschlagen werden. Diesen Schnee zu schmelzen, würde die Sommerwärme schwerlich ausreichen, derselbe würde sich daher von Jahr zu Jahr immer mehr ansammeln, so daß der Golfstrom, statt das Klima wie gegenwärtig zu verbessern, dasselbe nur immer mehr und mehr verschlechtern würde.

Von dieser Betrachtung der thermischen Verhältnisse ganzer Kontinente wenden wir uns zurück zu den Untersuchungen der Temperaturverhältnisse beschränkter Lokalitäten und begegnen hier einer Anzahl von Beobachtern, die damit beschäftigt sind, den Einfluß der Waldungen auf die Lufttemperatur zu studiren. Unter diesen hat schon vor einiger Zeit Rivoli in Posen Beobachtungen veröffentlicht, aus denen sich

ergibt, daß die Wälder wie das Meer wirken, indem sie die Temperaturextreme zu erniedrigen streben. Man erkennt dies deutlich aus der nachstehenden Zusammenstellung von 146 Beobachtungen aus der Zeit der Ruhe der Vegetation. Die Kolonne a enthält den Wärmelüberschuß des Waldes, b die Temperatur der Winde in der benachbarten Station Bromberg.

Windrichtung.	a	b
Nord	+0,16° R.	-0,30° R.
Nordost	+0,26	-2,6
Ost	+0,28	-3,3
Südost	+0,20	-1,2
Süd	-0,04	+1,0
Südwest	-0,20	+1,3
West	+0,16	+1,0
Nordwest	+0,07	+1,0

Die Untersuchungen von Bequerel, Berger u. A. haben wesentlich zu denselben Resultaten geführt wie jene von Rivoli. Eine waldbreiche Gegend hat kühlere Sommer und mildere Winter als walddarme Landstriche. Die Schwankungen der Wärme zwischen dem täglichen Maximum und Minimum sind im Walde beträchtlich geringer als auf freiem Felde. Der Wald modifizirt in beträchtlichem Grade die nächtliche Strahlung des Bodens wie der von ihm geschützten Blätter. In Folge dessen zeigen die über Waldboden ruhenden Luftschichten eine höhere Temperatur als die über dem entblößten oder bloß mit Gras und Kraut bedeckten Boden ruhenden.

Eine merkwürdige Thatsache, auf welche schon früher einzelne Beobachter vorübergehend aufmerksam geworden waren, die aber erst von Harrison mit Konsequenz weiter verfolgt wurde, ist die Zunahme der Sonnenstrahlung, wenn die Sonne durch dünnes Gewölk scheint. Schon Forbes war hierauf aufmerksam geworden, denn er bemerkte in seiner Reise in die savoyischen Alpen: „Volkiges Wetter steigert, wenn die Sonne nicht gar zu sehr verdunkelt wird, offenbar die Wirkung der Sonnenstrahlen“. Schon im Jahre 1867 fand Harrison aus Beobachtungen mit einem Herschelschen Aktinometer, daß im Mittel für Greenwich das Maximum der Wirkung der Sonnenstrahlung eintritt einige Wochen nach dem Sommersolstitium und einige Stunden nach Mittag, zu einer Zeit, wo die Atmosphäre in bedeutendem Maße mit Wasserdampf beladen ist. Den Einfluß des sichtbaren Dampfes auf die Insolation hat Harrison später in einer Reihe von direkten Beobachtungen erkannt. Das Thermometer stieg meist mit großer Schnelligkeit, sobald die Sonne

hinter weißes Gewölk (meist kleine Cumulusmassen) trat. So stieg z. B. das Thermometer am 12. Mai 1868 Morgens 10^h 40^m um 4° F., als sich die Sonne, welche am blauen Himmel glänzte, einer leichten Wolke sehr näherte; nach einer halben Minute stieg es abermals um 3° F., als die Sonne durch das Wölkchen hindurchschien. Um die Entfernung zu finden, bis auf welche die Wirkung kleiner Wolken und Nebel die Sonnenstrahlung steigerte, operirte Harrison mit einer Reihe von runden Schirmen, die verschiedene Durchmesser besaßen. Es fand sich, daß mit zunehmender Größe der Schirme die Unterschiede zwischen dem im Schatten hängenden und dem direkt der Sonne exponirten Schirme geringer wurden. Eine direkte Wärmewirkung des zerstreut vom Himmel reflektirten Lichtes ergab sich nicht. In gewisser Beziehung zu den zuletzt genannten stehen die Untersuchungen, welche Desains und Brault über die Sonnenstrahlung angestellt haben. Vom 8. bis zum 15. September vergangenen Jahres führten diese Forscher ihre Untersuchungen über den Einfluß der Höhe auf die Intensität und Zusammensetzung der Sonnenwärme durch gleichzeitige Beobachtungen zu Luzern und auf dem Gipfel des Rigi aus. Es ergab sich, daß die Sonnenstrahlen auf ihrem Wege vom Gipfel des Rigi (1450 Meter über dem See) bis zum Niveau von Luzern einen Verlust von 17,1% erlitten, daß aber die Durchgängigkeit der Strahlen in der Tiefe bedeutender war als in der Höhe. Ebenso fand sich, daß die Sonnenwärme am Morgen immer leichter durch Wasser und Mann hindurchging als um Mittag. Diese Thatsachen finden ihre Erklärung durch die Untersuchungen von Soret und Desains, aus denen sich ergibt, daß die Sonnenstrahlen in um so größerer Menge durch Wasser hindurchgehen, je mehr von ihnen durch Wasser absorbirten Strahlen in Folge früherer Absorptionen bereits entfernt sind.

Zu sehr interessanten und unerwarteten Resultaten bezüglich des Zusammenhangs zwischen den Angaben des Thermometers und der wahren Lufttemperatur gelangt Kühnmann durch Diskussion seiner gemeinschaftlich mit Albrecht unternommenen Barometerbeobachtungen an zwei benachbarten, aber in Bezug auf ihre Seehöhe möglichst verschiedenen Punkten (der Baltenberg in Sachsen und Neunkirchen), sowie der sechsjährigen Thermometer- und Barometerbeobachtungen in Genf und auf dem St. Bernhard. Diese

Untersuchungen Rühlmanns ergeben, daß die barometrisch berechneten Höhen ihr Maximum gegen 1 Uhr Nachmittags erreichen, während das Minimum eine bis zwei Stunden vor Sonnenaufgang eintritt. Fast man in ähnlicher Weise noch die monatlichen Barometerbeobachtungen zusammen und leitet aus ihnen die entsprechenden Höhen ab, so ergibt sich, daß sich auch hier eine deutliche Periode ausdrückt. Der Winter entspricht der Nacht, der Sommer dem Tage, d. h. die mit den im Winter angestellten Barometerbeobachtungen berechneten Höhen sind kleiner, die aus den Sommerbeobachtungen abgeleiteten dagegen größer als die wahre Höhe, wie sie auf trigonometrischem Wege gefunden wird. Beispielsweise ergeben sich aus den monatlichen Barometerbeobachtungen für den Höhenunterschied zwischen dem St. Bernhard und Genf folgende mittlere Abweichungen von dem wahren Werthe, der 2070 Meter beträgt.

Januar	- 14,0 Meter	Juli	+ 9,0 Meter
Februar	- 8,8 "	August	+ 5,0 "
März	- 0,8 "	September	- 2,0 "
April	+ 0,9 "	Oktober	- 10,2 "
Mai	+ 2,4 "	November	- 9,7 "
Juni	+ 8,5 "	December	- 13,3 "

Die aus den Jahresbeobachtungen folgende Höhe unterscheidet sich von dem wahren Werthe nur wenig, und das Gleiche gilt auch von dem Mittel aus den Beobachtungen in den Monaten März und April. Die Ursache der Abweichungen der einzelnen Bestimmungen aus den Barometerbeobachtungen ist hauptsächlich in den Schwankungen der Temperatur zu suchen. Führt man nun die wirklich beobachteten Temperaturschwankungen in die Berechnung ein, so müßten die barometrisch bestimmten mit den direkt gemessenen Höhen übereinstimmen. Dies ist indeß nicht der Fall, vielmehr fand Rühlmann bei seinen desfallsigen Rechnungen, daß die Temperatur der Luft sich lange nicht in dem Maße ändere, wie dies von den Thermometern angegeben wird. Sehr natürlich entstand hierdurch die Frage, welche Temperatur denn eigentlich der Luftschicht beizulegen ist, um die barometrisch gemessene mit der trigonometrisch bestimmten Höhe in Uebereinstimmung zu bringen. Die hierzu erforderlichen Rechnungen hat Rühlmann ausgeführt und findet aus den sechs-jährigen Beobachtungen zu Genf und auf dem St. Bernhard, daß die wirklichen Schwankungen der Lufttemperatur beträchtlich geringer sind, als das Thermometer anzeigt, und ferner, daß die Extreme im Vergleich zu den Thermometer-

angaben wesentlich verzögert erscheinen. Im Allgemeinen kommt Rühlmann zu dem Schlusse, daß die Thermometer uns im Ganzen keineswegs die Lufttemperatur anzeigen, sondern daß ihre Angaben wesentlich durch die Umgebung, in welcher sie hängen, bedingt erscheinen. In der That erwärmt sich der Erdboden in Folge seines relativ bedeutenden Absorptions- und Emissionsvermögens bei Tage bedeutend und schnell, kühlt sich dafür aber auch bei Nacht durch Ausstrahlung gegen den kalten Weltraum rasch ab. Die Luft hingegen besitzt nur ein ungemein geringes Absorptions- und Emissionsvermögen und wird deshalb sowohl als auch wegen ihrer großen Beweglichkeit weder in Folge der direkten Durchstrahlung, noch der kurze Zeit dauernden Erwärmung durch Leitung ihre Temperatur bedeutend ändern. Daher nimmt denn auch die Luftmasse zwischen dem St. Bernhard und Genf nur wenig an der kurz dauernden täglichen, beträchtlicher hingegen an der jährlichen Periode des Wärmewechsels Theil.

Eine merkwürdige und interessante Beziehung der Cirrusstreifen oder Polarbanden zu den Stürmen, welche vom atlantischen Oceane meist in der Richtung von Südwest auf die europäischen Küsten zuweilen, hat Prestel aufgefunden, als er den Zustand des Luftmeeres über Europa zur Zeit, wo solche Cirrusstreifen sich zeigen, untersuchte. Der Emdener Meteorologe fand, daß in allen Fällen, wo sich ausgeprägte Polarbanden und zugleich die Konvergenzpunkte derselben im Horizonte zeigten, ein Sturmfeld, wenn auch noch in weiter Entfernung, vorhanden ist. Die Polarstreifen kommen dann auf der äußersten Grenze des Sturmfeldes vor und haben hier eine Richtung tangential zu der Linie, welche das Sturmfeld begrenzt. Während das Wetter in den untern Regionen des Luftmeeres noch ruhig und schön ist, zeigen die Polarbanden schon die Luftströmung in den höheren Schichten der Atmosphäre an. Das allmähliche Fortrücken der Konvergenzpunkte der von Süd nach Nord gerichteten Streifen, weiter nach West im Horizonte herum, ist nach Prestel die Folge des Fortschreitens der Mitte des Sturmfeldes. Wenn letztere nach West hin über dem atlantischen Ocean liegt, so haben die Polarbanden beim ersten Appuls des Sturmfeldes die Richtung von Süd nach Nord. Bewegt sich das Centrum des Sturmfeldes und dieses selbst in nordöstlicher Richtung fort, so ändert sich, diesem entsprechend, auch die scheinbare Lage der Richtung der Polarbanden im Horizonte; und da letztere

rechtwinkelig auf einer nach der Mitte des Sturmfeldes gezogenen Linie steht, so gibt sie dem Beobachter die Richtung an, in welcher die in vielen Fällen 200 bis 250 deutsche Meilen entfernte Mitte eines solchen Sturmfeldes, sowie letzteres selbst fortschreitet. Geht das Sturmfeld nicht seitlich an dem Beobachter vorüber, sondern nähert sich ihm das Centrum mehr oder minder direkt, so verfließen bis zur Ankunft des Sturmes stets noch 24 bis 36 Stunden.

Die Untersuchung des Einflusses, welchen der Mond auf die meteorologischen Faktoren ausübt, behält auch in der Gegenwart noch immer ihre alte Anziehungskraft. Trotzdem man bis jetzt etwas Positives und Allgemeingültiges in dieser Hinsicht noch keineswegs gefunden hat, trifft man doch stets wieder auf neue Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf den Barometer- und Thermometerstand, auf Sonne, Regen u. dergl. Neuerdings hat sich Giovanni Celoria mit dem Einflusse der Mondphasen auf die Barometerstände beschäftigt und ist dabei zu folgenden Resultaten gelangt.

Der Einfluß der Mondphasen auf die Barometerhöhen ergibt sich aus einzelnen Beobachtungsreihen so klar und deutlich, daß man den Ausdruck eines bestimmten Gesetzes zu erkennen glaubt. Vergleicht man indeß die Resultate aus verschiedenen Beobachtungsreihen mit einander, so widersprechen sich dieselben größtentheils und sind absolut unvereinbar. Es ist durchaus unmöglich, a priori aus Schlüssen zu bestimmen, in welcher Weise der Mond die eine oder andere oder welche Wirkung überhaupt er hervorbringt.

Alles zusammengefaßt kommt Celoria zu dem Schlusse, daß durchaus kein Gesetz existire, welches in unveränderlicher Weise die Barometerhöhen mit der synodischen Umlaufzeit des Mondes in Verbindung bringe. Das stimmt durchaus mit den früheren Untersuchungen von Liagre überein, wonach der Mondeinfluß auf den Luftdruck für verschiedene Orte äußerst verschieden und durch lokale Ursachen modificirt sei, der Art, daß beispielsweise eine Mondspise, welche ein Barometerminimum in Brüssel erzeugt, ein Maximum in Paris hervorbringt und umgekehrt.

Das stetig wachsende Interesse, welches gegenwärtig auch das größere Publikum an meteorologischen Beobachtungen und dem Fortschreiten der Meteorologie nimmt, beweisen die zahlreichen und häufig ganz ausgezeichneten meteorologischen Beobachtungen, welche in den verschiedenen Theilen der Erde meist von Freunden der Wissenschaft angestellt und veröffentlicht werden. Daß hierbei auch bisweilen excentrische Bestrebungen mit unterlaufen, ist allerdings nicht zu verwundern, aber im Ganzen sind solche doch sehr vereinzelt, und die Theilnahme des großen Publikums an den Fortschritten der Meteorologie entspringt aus ganz andern Beweggründen als ehemals, wo man in der Bitterungskunde nur eine degenerirte Seitenlinie der Astronomie sehen zu müssen glaubte und sich über den Meteorologen lustig machte, der Tag und Nacht beobachte und dennoch nicht die Bitterung für 24 Stunden mit Sicherheit vorherbestimmen könne. Klein.

Neue Bücher.

Luftelektricität, Nebel und Höhenrauch, von F. Dellmann. Kreuznach, Voigtländer.

Meteorologische Beobachtungen auf der Leipziger Universitäts-Sternwarte in den Jahren 1868 und 1869, von E. Bruhns. Leipzig, Hinrichs.

Sturmwarner und Wetteranzeiger, von M. A. G. Prestel. Hannover, Hahn.

Wärmeercheinungen durch fünf tägige Mittel. Darstellung derselben. 3. Theil. Die Abweichungen von 1863—69. Von H. W. Dove. Berlin, Dümmler.

Physiologie und Medicin.

Die Krankenpflege im Kriege. IV. Durch die jüngst vollbrachte Organisation des gesammten Sanitätsdienstes im Heere ist derselbe nun auf eine Höhe der Vollkommenheit gebracht, deren Werth sich gewiß bald, wenn auch nur annähernd, durch die statistischen Zahlen der verminderten Militärmortalität und Invalidität ausdrücken läßt. Wir verdanken diesen Fortschritt ohne

allen Zweifel dem Zusammentreffen mehrerer günstigen Umstände. Vor Allem war es der Einfluß der größeren Sicherheit, mit welcher in neuer Zeit die ärztliche Wissenschaft und Kunst an der Hand der exakten Beobachtung wie überhaupt so namentlich auch auf dem Gebiete des Feldsanitätsdienstes aufzutreten im Stande war. Die bedeutenden wissenschaftlichen und

praktischen Erwerbungen, mit welchen sich die Hygiene und die Chirurgie nach und nach bereichert hatten, eroberten sich schnell eine so allgemeine Anerkennung, daß sich die Militärbehörden und Regierungen den von dieser Seite gestellten Forderungen nicht länger verschließen konnten.

So sehr nun zwar die Regierungen diesen Anforderungen Rechnung zu tragen suchten, so befindet sich doch auch der Sanitätsdienst seinen schönen Aufgaben gegenüber in einer eigenthümlichen Lage. Die militärischen Zwecke einer Armee gewähren der Gesundheitspflege oft genug einen nur beschränkten Spielraum. Selbst schwache Leute dürfen vor einer wichtigen Aktion die Reihen des Heeres nicht eher verlassen, als bis die Entscheidung herbeigeführt ist. Dennoch gilt es, die Forderungen der Hygiene mit den militärischen Verhältnissen zu vereinigen. Dies mag auf der einen Seite mitunter recht schwierig sein, doch kommt auch auf der anderen Seite die militärische Disciplin den Anordnungen der Gesundheitspflege in der strengen Durchführung einer geregelten Lebensweise des einzelnen Soldaten gar sehr zu Hülfe. Daher kann auch die Gesundheitspflege gewissermaßen in der Armee kräftiger wirken als in der Civilbevölkerung.

In die Verpflichtung, die Gesundheitspflege im Heere aufrecht zu erhalten, theilen sich zwei Organe: Aerzte und Offiziere. Das Zusammenwirken dieser beiden Organe erscheint im englischen Heere am zweckmäßigsten geregelt. Welchen Grad der Verantwortlichkeit man bei der Sorge für den Gesundheitsdienst jedem dieser beiden Theile zuerkennen soll, wird in der Regel hinsichtlich des einzuschlagenden Verfahrens durch den Grundsatz bestimmt: „daß ohne Vereinträchtigung der Autorität der kommandirenden Offiziere die von den Mitgliedern des Sanitätscorps gemachten Vorschläge nur auf besondere Motive ignorirt werden können“. Dem auf diesen Grundsatz gestützten Verfahren, welches in England seit 1859 in Kraft ist, schreibt man das günstige Resultat zu, daß die Sterblichkeit der englischen Armee seit dieser Zeit von 17,8 auf 1000 bis 8,9 auf 1000 gesunken ist.

Im Hinblick auf diese Betheiligung sowohl der Aerzte, als auch der Offiziere an der Aufrechterhaltung der Gesundheitspflege im Heere ist jetzt die Frage leicht zu beantworten: Was muß vor Allem geschehen, um der Armee ein ihren Bedürfnissen und zugleich dem jetzigen Zeitgeiste, sowie den immer fortschreitenden

Anforderungen der Wissenschaft entsprechendes Sanitätswesen zu verschaffen? Es geschieht dies einestheils durch die Errichtung von Anstalten, Hochschulen oder Akademien, in welchen sich nach Beendigung der Studien auf den Universitäten der junge Militärarzt die für seinen Beruf in verschiedenen Fächern dringend nöthigen Specialkenntnisse verschaffen kann. In solchen Lehranstalten muß ihm Gelegenheit geboten werden, sich noch in dreifacher Hinsicht, in wissenschaftlicher, administrativer und militärischer, gehörig auszubilden. Anderntheils muß auch jeder Offizier die Interessen und Aufgaben der Militärhygiene kennen und würdigen lernen, denn er soll den Militärarzt in allen die Gesundheitspflege des Heeres betreffenden Anordnungen unterstützen. Ganz richtig sagte der berühmte französische Chirurg Baudens: „Wenn die Schüler von Saint Cyr nur ein Dutzend Stunden dem Anhören von einem Dutzend Vorträgen über Gesundheit widmen würden, so würden sie in die Armee gewisse wissenschaftliche Grundsätze bringen, die für den Soldaten vom größten Vortheil sein müßten; und die Gefahren epidemischer Krankheiten, welchen unsere Armeen beständig unterworfen sind, würden oft vermieden werden“. Ein erfreuliches Zeichen dafür, daß man bei uns in Deutschland begonnen hat, die Militärhygiene als nothwendigen Theil der Ausbildung eines Offiziers zu betrachten, ist jedenfalls die Thatsache, daß seit 1868 dieser Gegenstand in den Studienplan der Kriegs-Akademie in Berlin aufgenommen wurde. Dennoch bleibt noch Vieles zu thun übrig, um den Militärs die hohe Wichtigkeit dieser Disciplin in ihrer ganzen Tragweite klar zu machen. Die Engländer und Amerikaner sind in dieser Beziehung schon weiter vorgeschritten; namentlich hat Dr. Parkes in England die Militärhygiene beim Heere mit Erfolg populär zu machen gesucht*).

Als höchst untergeordnet betrachtete man früher die Frage, wie viele Opfer die Krank-

*) Parkes, Professor der Kriegshygiene, schrieb „Manual of practical Hygiene“, ein treffliches Buch; Dr. Hammond gab die zahlreichen Publikationen der „United States Sanitary Commission“ heraus. Rossignol veröffentlichte eine „Hygiène militaire“. Von deutschen Arbeiten nennen wir unter Anderem: Schaible, „Gesundheitsdienst im Krieg und Frieden. Ein Bademeum für Offiziere“ (Wien 1868); Kirchner, „Lehrbuch der Militärhygiene“ (Erlangen 1869); W. Roth, „Militärärztliche Studien“ und dessen in der militärischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag: „Die Aufgaben des Armeegesundheitsdienstes“ (Wierteljahr. f. öffentl. Gesundheitspflege, 1869, Bd. 1).

heiten in den Heeren fordern, wie viel mehr Menschenleben durch sie hinweggerafft werden, als durch das mörderische Feuer der Schlachten. Erst in unserem Jahrhundert fing man an, sich Kenntniß über diese Angelegenheit durch statistische Zahlen zu verschaffen. Zur allgemeinen Ueberraschung ergaben diese Zahlen Resultate, die man zuvor kaum für möglich gehalten hatte. Während den Wunden der Schlachten vielleicht nur der 10. Mann im Heere erlag, kam es bisweilen vor, daß die epidemischen Krankheiten von 10 Mann kaum einen Waffenfähigen übrig ließen; die übrigen 9 gingen ins Lazareth und erlagen zum großen Theil den Seuchen. Es gibt aber auch Thatfachen, welche beweisen, daß man die Mortalitäts-Verhältnisse der im Felde befindlichen Heere durch vorsichtige Anordnungen und richtig geleitete Gesundheitspflege auf ein sehr geringes Maß herabdrücken kann. Warnende Beispiele der Folgen eines mangelhaften Gesundheitsdienstes für Heere ist der Feldzug der Engländer in den Niederlanden 1809, wo die Armee binnen 4—5 Monaten von 40,000 auf 4000 Mann sank; der Feldzug der Russen gegen die Türkei 1828—29; der Feldzug der Engländer und Franzosen in der Krim zc. Dagegen verdankte im Bürgerkriege von Nordamerika das Heer der Vereinigten Staaten den energischen Bemühungen der Sanitätscommission den großen Erfolg, daß die Sterblichkeit der Mannschaft weit geringer war als in europäischen Heeren, und die Engländer zeigten im abhissinischen Feldzug, was ein gut geleiteter Gesundheitsdienst selbst unter höchst ungünstigen Verhältnissen zu leisten vermag.

Der Gesundheitsdienst der Armee ist schon an der Frage über die Diensttauglichkeit bei der Rekrutenstellung wesentlich betheiliget. Für die Beurtheilung der Diensttauglichkeit können Alter, Größe, Brustumfang, Gewicht und Kraft des Körpers einzeln an und für sich einen zuverlässigen Maßstab nicht abgeben; erst die sachverständige Würdigung dieser Faktoren in ihrer Gesammtheit wird vor Mißgriffen schützen. Ist die Größe viel unter dem Durchschnitt, so muß die Entwicklung als im Allgemeinen schlecht gelten; deshalb geht man nur ausnahmsweise unter ein Minimum von 5' oder 5' 2" herab. Allein erst mit Hilfe der neuen exakten diagnostischen Hülfsmittel, wie durch die Auskultation und Perkussion, wurde es möglich, ein sicheres Urtheil über die Diensttauglichkeit zu fällen.

Neben dem praktischen Dienst des Soldaten gehen jetzt in unseren Heeren Leibesübungen

einher, deren Einführung man der ärztlichen Erkenntniß verdankt, daß man durch dieselben die Diensttauglichkeit zu steigern vermag. Die im preußischen Heer seit 1842 eingeführte Gymnastik umfaßt gegenwärtig nach der Instruktion von 1860 ein System von Frei- und Gewehrübungen, Rüstübungen und Bajonnetstechen, das in seiner Durchführung wohl geeignet scheint, die Mannschaft im Allgemeinen kräftiger, Leistungs- und widerstandsfähiger zu machen.

Unter den Bedingungen, welche der Gesundheitsdienst einer Armee ins Auge zu fassen hat, steht die Beschaffung einer reinen, gesunden Luft im Vordergrund. Als die für jeden Mann ausreichende Luftmenge in Kasernen bezeichnen die verschiedenen Vorschriften der einzelnen Staaten Folgendes: Frankreich 384—448, Preußen 420—495 und England 549 Kubikfuß; letzteres Maß ist das geeignetste. Da sich ferner in Kasernen, Lazarethen zc. fort und fort die Luft mit mannichfachen schädlichen, besonders fauligen oder gährungsfähigen Substanzen mischt, auch die nöthige Sauerstoffmenge bei der Athmung der zusammenwohnenden Menschen durch Kohlenäure ersetzt wird, so muß durch Ventilation, durch Einlaßöffnungen und Auslaßschornsteine für rechten Zu- und Abfluß der Luft (Ventilation) gesorgt werden. In neuer Zeit wurde mit Glück in Kasernen und Lazarethen die Dachstuhl-Ventilation eingeführt, auch für den Winter die Heizvorrichtungen, sowie die Gasbeleuchtung zur Luftverneuerung benutzt. Für Kasernenbau ist jetzt das englische Block-System (an Stelle des bisherigen Korridor-Systems) und für Lazarethe das amerikanische Baracken-System als musterhaft anerkannt.

Von gleich hoher Bedeutung scheint namentlich auf Märschen die Wasserversorgung einer Armee zu sein. Noch mehr als die Menge des Wassers interessiert den Gesundheitsdienst die Beschaffenheit desselben; denn Ruhr und Durchfälle scheinen besonders durch die Qualität des Trinkwassers zu entstehen. Während zur Anschaffung von Wasser in wasserarmen Gegenden die sogenannten amerikanischen Kammbrunnen dienen, welche die Engländer beim abhissinischen Feldzuge benutzten, haben die Kohlenfilter zur Reinigung des Wassers auf Märschen und in Lagern großen Werth.

Die Frage, wie die Abfallstoffe aus großen Lazarethen, aus stehenden Lagern, Kasernen zc. am besten entfernt werden, ist eine noch offene. Durch bloße Anwendung der Desinfektions-

mittel, selbst wenn diese, wie die Karbolsäure, die Silbernsche Mischung (Kalk, Theer und Chlor-magnesium), das Eisenbitriol, das übermangan-saure Natron zc., den Abfallstoffen wirklich ihren gefährlichen Charakter nehmen, läßt sich bei großen Ansammlungen dieser faulenden, Luft und Boden verpestenden Massen gar nichts leisten. Für stehende Lager muß man darauf sehen, daß, um jede Anhäufung derselben zu vermeiden, die Anlage sehr ausgedehnt sei, daß die Zelte nicht zu dicht belegt werden und daß man die Zelte zeitweise umlekt. Die Bodenverderbniß durch Eindringen und Verstickern flüssiger Abfallstoffe wird am sichersten durch ein Abfuhrsystem der Tonnen verhütet. Das Verfahren, die Abfallstoffe durch Ueberschütten mit Asche und trockener Erde minder gefährlich zu machen, hat sich in englischen und österreichischen Lagern bewährt, und die Engländer fanden das Verbrennen derselben bei ihrem abhissinischen Feldzuge sehr empfehlenswerth.

Die gesundheitsgemäße Verpflegung der Armee wurde in neuer Zeit durch einige wichtige Erfindungen gefördert: die Darstellung konservirter und komprimirter Nahrungsmittel, des Liebigschen Fleischextrakts, die Bereitung eines in Amerika fabricirten concentrirten Milchkaffees, von dem ein Theelöffel in einem großen Glas Wasser ein höchst schmackhaftes Getränk liefert, das Präparat eines Kaffeeextrakts, die komprimirten Gemüse, wie sie Chollet in Paris, Borden in Newyork und Hogarth in Aberdeen massenhaft herstellen, ferner der von der sächsischen Armee benutzte sogenannte „Fleischgries“ und die in Berlin zubereiteten „Erbswürste“ — das Alles sind mehr oder weniger zweckentsprechende Gegenstände, die namentlich dort zu benutzen sind, wo die Verpflegung der Armee mit ihrem regelmäßigen Etat sich für große Entfernungen und langwierige Märsche vorbereiten muß. Ebenso hat die Gesundheitspflege der Armee für eine normale Lazarethkost zu sorgen. In jeder Beziehung können wir die jetzt in der preussischen Armee vorgeschriebene Lazarethkost allen anderen vorziehen.

Von besonderer Wichtigkeit ist ferner für den Gesundheitsdienst die Bekleidung des Soldaten, und zwar deren Schnitt und Stoff insofern, als bei unzwedmäßiger Wahl derselben leicht Krankheiten herbeigeführt werden. Durch ihren Schnitt dürfen die Kleidungsstücke weder den Blutumlauf noch die Athmung hemmen; feste, steife Halsbinden, drückende Kopfbedeckung, enge Gürtel zc. können sogar die Schlagfertigkeit

eines Heeres vermindern und müssen namentlich in heißer Jahreszeit höchst bedenklich wirken. In unsern deutschen Heeren ist leider die Benutzung wasserdichter Stoffe, welche nach den Erfahrungen der Amerikaner, Engländer und Franzosen den Aufenthalt im Bivouak besonders erträglich machen, noch gar nicht genug gewürdigt. Dagegen wird jetzt seit dem schles-wigischen Feldzug der Gebrauch der Flanelhemden für den Winter in allen Heeren für nöthig erachtet.

Die Art des Tornistertragens ist in den verschiedenen Ländern Europa's ziemlich abweichend und wurde in gesundheitlicher Hinsicht viel besprochen. Die französischen Tornister übertragen einen Theil der Last auf die Hüften, schließen sich aber nicht so passend wie die letzteren der Form des Rückens an. Am ungünstigsten war noch bis vor Kurzem der englische Tornister eingerichtet; nicht nach dem Rücken geformt und nur mit einem Trageriemen versehen bewirkte er, daß durch den Druck auf die zum Arm führenden Blutgefäße ein großer Theil aller Invaliden des englischen Heeres an Herzkrankheiten litten. An Stelle dieser Tornister trat nunmehr in englischen Heer ein wasserdichter Sack, der auf dem hinteren Theile der Lenden-gegend aufliegt und in sehr günstiger Weise getragen wird. Noch sei erwähnt, daß die englische Armee für jeden Mann den verschiedenen Klimaten entsprechend drei verschiedene Arten Anzüge besitzt.

Eine erhöhte Berücksichtigung für unsere Armeen sollte der Reinlichkeit durch Badevorrichtungen geschenkt werden. Namentlich fehlen dieselben in Kasernen. In dieser Beziehung stehen wir Deutschen über dem Franzosen, dessen geringe Beachtung der Reinlichkeit in der Armee fast als Nationalfehler betrachtet werden darf, doch werden wir wieder bedeutend vom Engländer übertroffen; denn in englischen Kasernen ist eine Wanne auf je 100 Mann vor-schriftsmäßig. Die Gesundheitspflege hat ein besonderes Interesse an dieser Angelegenheit, da bekanntlich Wäder einestheils die Haut abhärten, andernteils vor solchen Ausschlägen schützen, die durch Unreinlichkeit bedingt werden und, wenn sie im Heere auftreten, schwer auszuwotten sind.

Werfen wir nun schließlich einen Blick auf diejenigen Krankheiten, welchen man vorzugsweise in den Heeren begegnet, und deren Verhütung die besondere Aufgabe der Militärhygiene

ist, so tritt unter den chronischen Leiden beim Soldaten verhältnißmäßig häufig die Lungenschwindsucht auf; 14% aller Verstorbenen sind ihr in der preussischen Armee während des Friedens zum Opfer gefallen, eine sehr große Zahl wurde durch sie dienstuntauglich. Insbesondere scheinen die stabilen Quartiere und die Wohnungsverhältnisse in den Kasernen der Entstehung dieser Krankheit im Heere förderlich zu sein, denn sowohl in England, als auch in Preußen wurden die Gardetruppen viel häufiger von dieser Brustaffektion heimgeschickt als die übrigen Truppentheile, die minder stabile Quartiere haben. Weit mehr noch werden einige epidemische Krankheiten für die im Felde befindlichen Heere gefährlich.

Zu dem fürchterlichen Gesolge, welches den Krieg mit all seinen Schrecken begleitet, gehört vorzugsweise der Kriegstypus, jene dem Hungertyphus verwandte Krankheitsform, zu deren Verhütung und Beseitigung die freiwillige Beihülfe einer ganzen Nation das Meiste zu thun im Stande ist. Aus der Geschichte des Kriegstypus lernen wir, welchen Einfluß der Mangel als ursächliche Bedingung äußert. In den belagerten Festungen wie in den Zelten der Belagerer breitet sich die Krankheit meist in dem Verhältnisse aus, wie die Ernährung unzureichend ist. Auf die mangelhafte Ernährung als eine der ersten Ursachen zum Ausbruch des Typhus weist Jacquot mit Recht hin, indem er sich auf die Erfahrungen des Krimfeldzugs beruft, denn in den ersten Zeiten desselben waren die Verluste der englischen Armee ungleich beträchtlicher als die der französischen, während sich später das Verhältniß geradezu umkehrte, als die Engländer mit höchster Anstrengung ihre Verwaltung verbessert hatten. Und wie man gelernt hat, den Typhus und seine Verbreitung in Kasernen und Lazarethen mehr und mehr durch gute Verpflegung und Unterbringung der Truppen, durch Lüftung, durch Fortschaffung und Desinfection des Unraths zu verhüten, so fand man nun auch eine Behandlungsmethode, bei deren Anwendung die Sterblichkeit der Typhuskranken bedeutend vermindert wird. Es ist dies die Kaltwasserbehandlung, durch welche man die Fieberhitze und hiermit die Gefährlichkeit des Krankheitsprozesses mit Sicherheit zu mäßigen im Stande ist. Professor Bartels zu Kiel empfiehlt in seinen „Rathschlägen“ (Kiel 1870) diese Methode namentlich den Feldärzten.

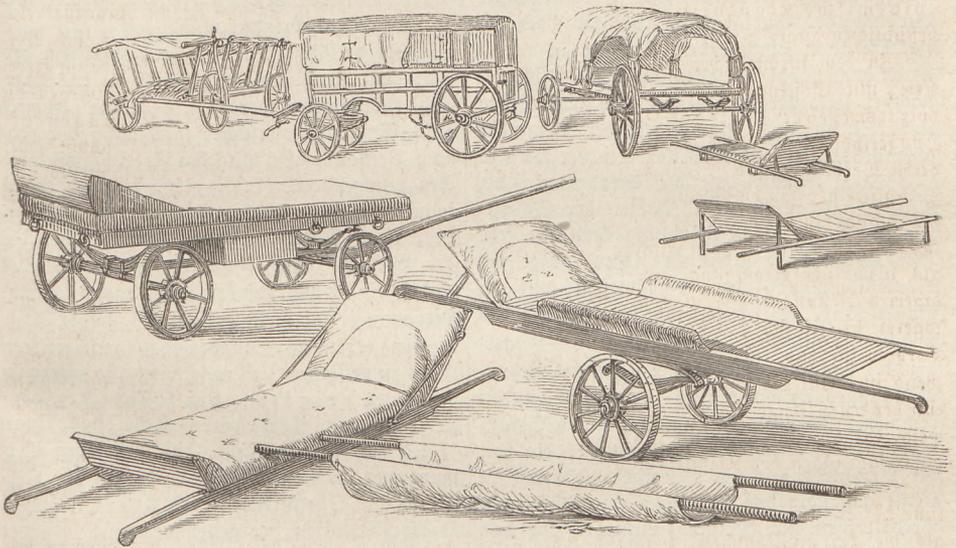
Eine andere Krankheit, welche die Heere ungemein gefährdet, sobald sie mit dem speci-

fiſchen Ansteckungsstoffe derselben inficirt werden, ist die Cholera. Einst schleppten russische Truppenzüge diesen orientalischen Gast mit sich nach Polen; so kamen zu anderer Zeit auch die Heere der verschiedensten Staaten in die für sie höchst nachtheilige Berührung mit der Krankheit und führten dieselbe in ihren Reihen auf den Marschen mit sich fort. (Die preussische Armee verlor 1866 im böhmischen Feldzuge außer den 4450 an Wunden Verstorbenen 6427 Mann durch Krankheiten, davon waren 90% an Cholera verstorben.) Man nimmt nun an, daß einzelne Truppencorps binnen 3 Wochen, während deren die Krankheit unter ihnen herrscht, „durchsucht“ werden, und daß sie von da an vor neuer Ansteckung geschützt sind. Leider haben sich Vorkehrungen vor Verbreitung der Cholera im Heere durch Desinfection nicht bewährt. — Gegen die ebenfalls ansteckende ägyptische Augenentzündung und ihre Verbreitung schützt vorzüglich nach Stromeyers Beobachtung methodische Ventilation der Schlafzimmer in den Kasernen. — Dagegen gelang es, die Pocken in den Heeren durch die officiell eingeführte Revaccination auf ein sehr geringes Maß herabzudrücken. — Schließlich erwähnen wir als wichtiges Object des Gesundheitsdienstes im Heere den sogenannten Sonnenstich oder Hirschschlag, dessen Verhütung in vielen Fällen gewiß möglich ist, indem man bei den in heißen Tagen angestellten Marschen mäßiges Marschtempo, häufige Ruhepausen, größere Zwischenräume zwischen den Marschirenden, leichte Kleidung und häufigen Wassergenuß anordnet.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten in der Kriegsheilkunde ist die des Transportes Verwundeter und Erkrankter. Das moderne Transportsystem in europäischen Heeren ist fort und fort so sehr in der Ausbildung begriffen und die erforderlichen Transportmittel müssen je nach den Verhältnissen des Bodens, der Entfernungen, der Himmelsstriche u. so mannichfache sein, daß dieses Thema gleichsam die Aufgabe eines besonderen Studiums geworden ist. Auch auf diesem Gebiete leuchten uns die Amerikaner, unter Anderen die erfindungsreichen Männer Coolidge, Moscareans, Evans, Rucker, Harris in mancher Beziehung voran, und auch die Engländer kultivirten die hierher gehörenden Hülfsmittel; so gab im Auftrage der englischen Regierung T. Longmore das Buch heraus „A treatise on the transport of sick and wounded troops“ (London 1869), in welchem alle Transportmittel, wie Hängematten, Bahren, Dhoolies (indische),

schwingende Tragen, von Menschen gezogene Räderbahren, den Thieren aufzulegende Traggestelle, von Thieren gezogene Karren und Wägen, der Transport auf Eisenbahnen etc., je nach ihren besonderen Leistungen besprochen werden. Doch auch wir Deutsche haben dies Studium nicht vernachlässigt; dies beweisen beispielsweise E. Gurkts treffliche „Abbildungen zur Krankenpflege im Kriege“ (Berlin 1868), und wir dürfen wohl behaupten, daß die besten Köpfe unter unseren Chirurgen sich unausgesetzt mit der Verbesserung der Verwundeten-Transportmittel be-

transport von Kranken auf Wägen jeder Art dienen, theils als Tragvorrichtung, theils als Räderbahren benutzt werden können; sie konstruirten Tragkörbe für den Transport mittels Pferd und Maulthier, zusammenlegbare Tragstühle, Krankenheber etc. — kurz eine Menge von Mechanismen, die namentlich für den Sanitätsdienst der Armee zu benutzen sind. Ein nicht minder hervorragender Spezialist auf diesem Felde ist Neuf in Berlin, welcher auf Veranlassung der Johanniter namentlich solche Ambulance-, Sanitäts- oder Krankentransportwägen



Transportmittel für verwundete und erkrankte Krieger.

Ein omnibusähnlicher Krankenwagen für Leichtverwundete. — Zwei Bauernwägen zur Aufnahme Schwerverletzter hergerichtet. — Eine vierrädrige Krankenkarre. — Eine zweirädrige Räderbahre. — Mehrere Krankentragen in verschiedenen Formen.

schäftigten. Wir besitzen aber in Deutschland Etablissements, welche es sich zur besonderen Aufgabe gemacht haben, die Fortschritte der Mechanik zur Pflege Kranker aufs Sorgfältigste zu benutzen und höchst zweckmäßige Transportmittel herzustellen, um zu ermöglichen, daß jeder schwer Erkrankte ohne alle Belästigung von Ort zu Ort geschafft werden kann. Die Fabrik von Friedrich Fischer Nachfolger in Heidelberg, sowie die aus dieser Fabrik hervorgegangene Werkstätte Lipowsky's daselbst stellten unter Anderem Tragbahren in verschiedenen Systemen her, die für Ebenen, Gebirge und Treppen verwendbar sind; sie liefern Bahren, die zum Theil gleichzeitig als Feldbetten und elastische Unterlagen beim

konstruirte, welche den Anforderungen am meisten entsprechen; diese Wägen können leicht auf jedem Terrain von zwei Pferden fortgezogen und umgedreht werden und sind mit so ausgezeichneten Federn versehen, daß der Verwundete nicht von der Erschütterung leidet. Um die Konstruktion von Eisenbahnwägen für Verwundeten-Transport haben sich nicht bloß die Amerikaner Harris und Evans, sondern auch die Direktoren der großen Fabrik für Eisenbahnbedarf zu Berlin nicht geringe Verdienste erworben.

In der Wundenbehandlung verdanken wir der letzten Zeit Fortschritte, welche nur durch gewisse, der Entwicklung dieses Zweiges der Chirurgie höchst günstige Verhältnisse möglich

waren. Zwar hatten schon bedeutende Wundärzte, wie der berühmte Larrey u. A., auf diesem Gebiete Großes geleistet, indem sie ihr Verfahren auf die genaueste Beobachtung des Verlaufs der Heilung stützten. Allein zu einer größeren Ausbildung gelangte dieser Zweig der Heilkunde erst dann, als sich eine immer größere Zahl tüchtiger Aerzte dieser Specialität annahm. Jetzt fehlt auf den Verbandplätzen des Schlachtfeldes und in den Kriegslazarethen kaum Einer der hervorragenden Chirurgen. Sie eilen sofort beim Ausbruche des Krieges mit ihren Schülern zur Mithilfe herbei. Da bietet sich denn ihrem Urtheilsgeschärfsten Blicke ein so massenhaftes Beobachtungsmaterial dar, daß gar bald die Früchte ihrer eingehenden Studien in reicher Ernte zum Wohl der Menschheit schon für die nächsten Feldzüge eingeheimst und das Wissen und Können der Gesamtheit der Aerzte in außerordentlich rascher Weise bereichert werden.

Dazu kommt, daß die Erfahrungen der Neuzeit auf dem speciellen Gebiete der Schußwunden für die Behandlung derselben sehr feste Grundlagen gewinnen ließen. Mit der Vervollkommnung der Schußwaffen tritt die blanke Waffe, dieses Attribut des Mittelalters und des Faustrechts, immer mehr in den Hintergrund. Man berechnet, daß auf tausend Schußverletzungen etwa vier Hieb- oder Stichwunden kommen. Auf's Genauste konnten nun die Schußwunden mit allen ihren Differenzen, die von der Verschiedenheit der Gewehre und der Projektils abhängig sind, in ihren eigenthümlichen Verhältnissen und Heilungsergebnissen als das hauptsächlichste Beobachtungsobject des Militärarztes erforscht werden.

So wuchs denn unter den sorgsam und geschickten Händen der Wundärzte ein ganz neuer Zweig ihrer Kunst hervor, dessen Werth namentlich in der Kriegschirurgie zur Geltung kommt. Schon in den fünfziger Jahren entwickelte sich aus den auf eine reiche Ausbeute gestützten Erfahrungen eines Stromeyer, Es-march, Langenbeck, Wilms, Bardeleben, Bitha, Billroth, Neudörfer, Köfler, Simon, S. Fischer, Pirogoff, Baudens, Legouest u. A. die sogenannte konservative Chirurgie, welche es sich zur Aufgabe macht, die durch Krankheit oder Verwundung gefährdeten Theile des menschlichen Körpers zu erhalten. Die Deutschen sehen hier den Franzosen und anderen Nationen nicht nach, sie gingen ihnen vielmehr voran. Namentlich müssen in solchen Zeiten wie den unsrigen, wo die Kriegsjurie

unzählige Menschen durch Verstümmelungen unglücklich macht, dergleichen Bestrebungen, die namentlich noch innerhalb des letztvergangenen Jahrzehnts große Fortschritte machten, mit dem wärmsten Danke entgegengenommen werden. Um die Bedeutung dieser neuen Errungenschaften einigermaßen zu verstehen, ist es nöthig, einen Blick auf das Verhalten des Arztes hinsichtlich seiner operativen Thätigkeit bei Verwundeten zu werfen. Insbesondere der Militärarzt hat es im Drange der Schlachten und des Krieges mit so eigenthümlichen Verhältnissen zu thun, daß er im Interesse seiner Patienten ganz besondere Vorkehrungen und Behandlungsmethoden in Anwendung bringen muß.

Hat der Arzt den Verletzten, nachdem derselbe vom Verbandplatze zunächst in das Lazareth transportirt worden, in diesem letzteren aufs Genauste untersucht, falls nicht schon das vom Verbandplatze mitgebrachte Diagnostetäfelchen genügende Auskunft gibt, so wird er sich immer die ernste Frage vorlegen, wie er sich in denjenigen Fällen verhalten muß, in welchen der Verletzte ohne Aufopferung des Gliedes wahrscheinlich nicht mit dem Leben davon kommt? Hier muß er sich meist entschließen, sofort, d. h. in den ersten 24 Stunden das zerschmetterte Glied zu entfernen. Man schreitet also zu der sogenannten primären oder frühzeitig vorgenommenen Abnahme des Gliedes. Denn es hat sich herausgestellt, daß diejenigen Verwundeten, an welchen recht bald nach der Verletzung die Operation, sei es Amputation, sei es Exarticulation, vorgenommen wird, in der Regel gerettet werden, während dieselben Operationen um so lebensgefährlicher sind, je mehr sie zu einer späteren Zeit ausgeführt werden, in welcher sich in ihrem Gefolge schon ein entzündlicher Zustand entwickelt hat. In dem Falle, daß man bei solchen Verwundeten die Operation überhaupt nicht vornehmen wollte, so würde man sie in äußerster Gefahr bringen, jenen schlimmen Krankheiten zu erliegen, die sich meist dem entzündlichen Stadium der schwersten Verletzungen zugesellen, der Eitervergiftung (Pyämie), dem Brand, den Blutungen und dem Wundstarrkrampf. Und wenn diese Unglücklichen dann auch die Gefahren dieser Periode überstanden, so kommt eine zweite Periode, in welcher die ershöpfende Eiterung mit ihren Folgen die operativen Eingriffe unvermeidlich erscheinen läßt. Hier sind die sekundären Amputationen oder Exarticulationen am Platze. Sie verlaufen bisweilen noch ebenso gut wie

die primären, denn diejenigen Verwundeten, welche diesen Zeitpunkt erreichten, sind einestheils die kräftigsten und widerstandsfähigsten Individuen, anderentheils ist dann der Kranke in diesem Zeitraum schon einigermaßen an die Hospitalkluft gewöhnt, deren Einfluß sich auf alle frischen, namentlich zur Entzündung neigenden Wunden in so gefährlicher Weise äußert.

Man hat sich unter den Wundärzten lange darüber gestritten, ob die primären oder die sekundären Amputationen bessere Resultate geben. Allein man bezog sich dabei auf eine Statistik, die sehr trüglige Resultate liefern kann; erst die Erfahrungen eines Stromeyer und seiner Schüler brachten in diesem Punkte Grundsätze zur Anerkennung, welche den gegebenen Verhältnissen vor Allem Rechnung tragen, und die doch auch wiederum den Werth der primären Amputationen in das rechte Licht stellten.

Etwas ganz Anderes ist es, daß man jetzt überhaupt die Häufigkeit der Amputation immer mehr zu beschränken sucht, um dem Verletzten das Glied zu erhalten, und hier kommen wir in das Terrain der konservativen Chirurgie, von deren Tendenz wir oben sprachen. Man ist im Stande jetzt Glieder zu erhalten, die früher ohne Gnade dem Amputationsmesser verfallen wären; eines der Hauptmittel, durch welche dies möglich wurde, ist die Resektion der zerschmetterten Gelenke. Man entfernt nämlich — und zwar auch hier mit dem Grundsatz je früher, je besser — mittels Messer und Säge eben nur die Gelenktheile, deren Zerkümmerung überhaupt äußerst lebensgefährlich ist, und hat dann sehr oft die Freude, daß der Blessirte nicht bloß seinen Arm oder sein Bein behält, sondern daß er es auch noch ferner zu gebrauchen im Stande ist. In ähnlicher Weise führten sich in die Chirurgie noch andere Behandlungsmethoden ein, deren Absicht immer nur auf möglichste Schonung und Erhaltung der Körpertheile gerichtet ist.

Ferner ist über die Bedeutung der Verbände, über ihre Aufgaben und ihren Nutzen immer mehr Licht verbreitet durch die Erkenntniß der Wahrheit: „Der Heilungsprozeß in der Wunde geht auch ohne Zuthun des Arztes vor sich; die Aufgabe des Chirurgen besteht allein darin, die Schädlichkeiten fern zu halten, welche die Heilung verhindern und verzögern können“. So ist denn die nächste Bestimmung eines jeden Verbandes gegen die schädlichen Einflüsse gerichtet, welche den Verlauf des Heilungsprozesses stören können. Im Allgemeinen soll der Verband

die Wunden nur decken und schützen, ohne sie luftdicht zu verschließen und ohne daß es lange Zeit braucht, ihn zu erneuern. Daher sind denn bei einfachen Verwundungen auch die einfachsten Verbände und Verbandmittel nunmehr in Gebrauch. Gute und reine Charpie, auch Watte, die vorbereitet ist, über ein mit Del getränktes oder mit einfacher Ceratfalbe bestrichenes Leinwandläppchen gelegt, dann mit einer Leinwandkompreß bedeckt und hierauf mit einigen Bindentouren am Gliede befestigt, sind die regelmäßigen Hülfsmittel. Ein Zusammenziehen der Wunden mit Heftpflaster oder mittels Anlegung von Nähten ist nur in seltneren Fällen, namentlich nicht bei Schußwunden am Platze. Denn die Schußwunde muß sich durch Eiterung reinigen von den absterbenden Trümmern des Schußkanals. Nicht selten mischt man aber jetzt den auf die Wunde gelegten Salben solche Stoffe zu, welche eine desinficirende und der fauligen Zersetzung der Wundabsonderung vorbeugende Wirkung äußern, wie Karbolsäure. Die neuerliche Einführung solcher Mittel ist auch für die Kriegschirurgie ein nicht zu unterschätzender Fortschritt.

Da es nun aber vor Allem hinsichtlich der Verbände darauf ankommt, als eine der wichtigsten Bedingungen zur Heilung dem verletzten Gliede Ruhe und gleichmäßige Lage und Stellung zu verschaffen, weil jede Bewegung den Heilungsprozeß stört, so bezeichnen wir als eine für die Kriegschirurgie höchst wichtige Erfindung, durch deren Benutzung im Felde vielen Verwundeten eine wesentliche Hülfe dargeboten werden kann, die der sogenannten immobilen Verbände. Im Jahre 1852 wurde die wundärztliche Kunst durch A. Mathysen zu Haarlem mit dem Gypsverband bereichert. Bei Zerschmetterungen und Brüchen der Knochen handelt es sich nämlich darum, das Glied so zu verbinden, daß es nicht nur nicht aus der ihm gegebenen zweckmäßigen Lage rücken kann, sondern daß sich auch die Verbandstücke dem Gliede überall ohne Druck anschmiegen. Zwar hatte schon zuvor der Arzt Seutin zu diesem Zweck den sogenannten Kleisterverband angegeben, der sich ungemein nützlich erwies. Da aber der Kleister weit langsamer starr wird als der Gyps, so waren die Vorzüge des letzteren für den Felddienst um so höher in Anspruch zu bringen, als es sich hier darum handelt, nicht bloß äußerst schnell mit dem passenden Verbande fertig zu werden, sondern auch durch denselben einen festen und dauernden Schutz für das verletzte

Glied auf weiten Transporten herzustellen. Hierbei werden Streifen von Baumwollenstoff, alter Leinwand, Flanell auf beiden Seiten mit gutem Gypspulver gesättigt, und dann das mit gewöhnlichen Binden oder Watte umhüllte Glied mit diesen, mittels eines feuchten Schwammes angefeuchteten Gypsvollbinden unwickelt; in kurzer Zeit ist das Ganze trocken und fest. Uebrigens kann man den Verband auch so einrichten, daß er willkürlich abnehmbar ist, oder daß eine etwa vorhandene Wunde frei bleibt. Nunmehr stimmen alle Wundärzte darin überein, daß dieser Verband beim Transport Verwundeter, die auf dem Schlachtfelde Knochenbrüche erlitten, der zweckmäßigste ist, daß kein Verband einfacher, billiger und für die Praxis in Kriegshospitälern passender ist als der Gypsverband. Gewiß ein Lob, das die Sache als eine höchst wichtige erscheinen lassen muß.

Die sinnreichsten Lagerungsapparate, die nun auch in der Kriegschirurgie eingeführt wurden, sind in großer Anzahl in Gebrauch. Da gibt es Weinladen, Lagerungskissen, doppelt- und einfach-geneigte Ebenen, Drahtbügel, Schwebeapparate, Drahthofen etc, welche das Glied in der rechten Lage und Stellung halten.

Dann gilt es bei der ferneren Behandlung, die Ursachen der Entzündung in den verwundeten Theilen fern zu halten und zu beseitigen. Man hat in dieser Beziehung statt der Blutentziehung jetzt zumeist die Kälte angewendet. Mit Eis gefüllte Hautschuhbeutel, auch Arm- und Bein-Badewannen zur dauernden Eintauchung des verletzten Gliedes, sowie Instrumente zur fortwährenden Verrieselung der Theile mit kaltem Wasser (Irrigatore) wirken sämmtlich durch kräftige Wärmeentziehung entzündungswidrig und kamen erst in neuer Zeit mehr und mehr in Gebrauch. Ferner fanden Wunddouchen, d. h. höchst einfache Instrumente zur Reinhaltung der Wunden und zur Beseitigung der Absonderung erst seit wenigen Jahren ausgedehnte Anwendung, indem sie Badeschwamm und Wundspritze entbehrlich machten.

Als wesentliche Hülfsmittel der Kriegschirurgie traten jüngst die schmerz Lindern den Mittel in den Vordergrund. Nicht nur die Anwendung des Chloroforms bei Operationen, sondern auch die der höchst wohlthätigen Morphium-Injektionen unter die Haut mittels feiner Spritzen bei langdauerndem, schmerzhaftem Leiden bieten den unglücklichen Bessirten den besten Trost dar und gestatten sehr oft allein

die Aussicht auf Rettung, wo die peinlichste Erschütterung der Nerven die Kräfte aufzureiben droht.

Ferner setzten schöne und genaue, namentlich von Stromeyer und seinen Schülern angestellte Beobachtungen über den Verlauf der Wunden innerer Theile die Chirurgen erst nunmehr in Stand, die Behandlung derselben sicherer zu leiten. Früher suchte man auf alle Weise sobald als möglich die eingedrungenen Kugeln und andere Fremdkörper aus Kopf, Brust und Unterleib zu entfernen. Nun hat man zwar zur Beseitigung solcher Körper in neuer Zeit so manche praktische Instrumente erdacht, allein man hat auch gefunden, daß die oft vergeblichen Versuche, die im Körper sitzenden Kugeln mittels Sonden aufzufinden und sie dann auszuziehen, nur dazu angethan sind, die Wunde mehr und mehr zu reizen und hierdurch zu schaden. Vielmehr sah man, daß die fremden Körper oft ohne alle Gefahr einheilen, wenn man sie ruhig liegen läßt. So wurde denn auch das Gebiet jener großen und schlimmeren Operationen, wie das der Trepanation, aufs Aeußerste eingeschränkt.

Dabei verfuhr man sich vor Allem mit solchen Mitteln, durch welche beim Heilungsprozeß die Kräfte und die Ernährung des Kranken gefördert werden; man bestrebt sich, durch möglichst gute Kost, durch concentrirte Nahrungsmittel, durch Darreichung von Fleischextrakt, Wein, Bier etc. den Verlust zu ersetzen, welchen große Blutungen und reichliche Eiterungen immer im Gefolge haben. Für die äußersten Nothfälle greift man jetzt zu einer Operation, die schon manchem völlig Erschöpften das Leben rettete, zur Transfusion. Die Manipulationen und die Instrumente, die zur Ausführung des Einspritzens von Blut in die Adern des Patienten dienen, wurden namentlich während der letzten Jahre wesentlich verbessert. Für die Kriegspraxis entbehrt das Verfahren freilich noch der Sicherheit und Einfachheit, welche namentlich der Verbandplatz erfordert.

Schließlich suchten die Wundärzte die schwierige Aufgabe, verlorne Glieder durch künstliche Gliedmaßen zu ersetzen, durch immer größere Vervollkommnung der hierzu dienenden Mechanismen mit Geschick und vielem Erfolg zu erfüllen. Wir erfahren aus Amerika von einigen derartigen Kunstwerken ganz Erstaunliches. Doch ist ja auch die Menge Derjenigen, die solcher Hülfsmittel nach großen Kriegen bedürfen, eine ganz bedeutende. Die amerikanische Regierung hat zu Gunsten verkrüppelter Krieger in 23

Werkstätten nicht weniger als 2134 künstliche Arme, 44 Hände, 3784 Beine und 9 Flüße anfertigen lassen mit einem Kostenaufwande von 357,628 Dollars. Jetzt befolgt man bei Herstellung dieser Apparate, in deren sinnreicher Anfertigung Wundärzte und Instrumentmacher mit einander Hand in Hand gehen, das Princip,

durch möglichst einfache und leicht zu handhabende Vorrichtungen die Benutzung des künstlichen Gliedes derjenigen des natürlichen möglichst ähnlich zu machen, und in der That leistet man in dieser Beziehung auch bei uns in Deutschland recht Treffliches.

Dr. Bloß.

Neue Bücher.

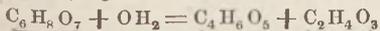
Arzneimittellehre, Handbuch derselben, von H. Rothnagel. Berlin, Hirschwald.
Gefäßlehre, von Duain (Lehrbuch der Anatomie. 3. Fg.), deutsch von C. E. E. Hoffmann. Erlangen, Beld.
Gräfe, Abr. v., Biographie von A. Götschen. Berlin, G. Reimer.

Harnröhre-Strikturen, von B. Stilling. 1. Abth. Cassel, Kay.
Orthopädische Chirurgie, Handbuch derselben, von R. Bauer. Uebersetzt von B. R. Scharlau. Berlin, Hirschwald.
Schlund-Diphtherie, von A. Wertheimer. München, Fischerlin.

Botanik.

Zuckerrohr in Italien. In der Nähe von Brindisi (Unteritalien) hat man jüngst die erste Ernte an Zuckerrohr eingebracht. Die Halme hatten eine Höhe von 1 Meter mit 10—12 Knoten, besaßen am Gipfel eine Dicke von 2 Centimetern und waren sehr saftreich und so süß wie das ägyptische Zuckertrohr.

Saure Kirschen. Ueber einige Bestandtheile der Früchte von *Cerasus acida Borchh.* hat Kochleder (Sitzungsberichte der Wiener Akademie) neue Untersuchungen veröffentlicht. Er fand in dem ausgepressten Saft Aepfelsäure, die offenbar aus der Citronensäure entstanden ist, welche in der Rinde und namentlich in bedeutender Menge in den Blättern enthalten ist. Zwischen Aepfelsäure und Citronensäure läßt sich ein einfacher Zusammenhang denken:



Citronensäure Aepfelsäure Oxalensäure.

Nimmt man nun an, daß die Citronensäure nach diesem Schema zersetzt werde, so ist zu vermuthen, daß die Oxalensäure im Stoffwechsel sehr bald in Essigsäure verwandelt werden wird, und ein Essigsäurederivat findet sich in der That neben Aepfelsäure in den Früchten. Diese Acetylverbindung ist der rothe Farbstoff derselben. Stellt man denselben rein dar, so kann man beobachten, daß er sich unter dem Einfluß von Schwefel- oder Salzsäure in ein Kohlehydrat und ein zweites Produkt spaltet, welches die größte Ähnlichkeit mit dem rothen Spaltungsprodukt des Kaffauiengerbstoffs zeigt und durch Alkali in Essigsäure und Proto-

catechusäure zerfällt. Aus allen Beobachtungen geht mit Sicherheit hervor, daß der rothe Farbstoff der Früchte ein Produkt der Umwandlung des Gerbstoffs ist, der sich in den unreifen Früchten findet und den zusammenziehenden Geschmack derselben verursacht. Das Chlorophyll hat keinen Antheil an der Bildung des rothen Farbstoffs, und die Annahme besonderer Chromogene in den unreifen Früchten ist überflüssig. Wie bei der Kirschen scheint es sich auch bei andern Früchten zu verhalten, und der Farbstoff der Früchte von *Sambucus nigra* dürfte mit dem der Kirschen identisch sein.

Die Bambusgewächse. Die Familie der Gräser erreicht ihre höchste Entfaltung in den Bambusgewächsen, deren Arten durch ihre Benutzung zu zahlreichen technischen und selbst zu musikalischen Zwecken auch praktische Bedeutung erlangt haben. Eine genauere Kenntniß dieser Riesengräser wurde zuerst durch Ruprecht vermittelt, welcher in seiner 1839 erschienenen Monographie 67 Species beschrieb. Seitdem haben Reisende diesen Kreis sehr erweitert, und Munro zählt in seiner neuesten Monographie (*Transactions of the Linnean Soc.* 1868—69) über 170 Arten auf, wobei er noch mehrere der Ruprecht'schen zusammengezogen hat. — Die genaue Erforschung der Species wird sehr erschwert durch die Schwierigkeit, die Blüthen von manchen Arten zu beobachten. Von großem Interesse ist, was der Verfasser über das Blühen der ächten *Bambusa arundinacea* heibringt. Seemann beobachtete 1836, wie die großen Bambusen,

welche 25 Jahre lang das Thal Debrah-Dhoon geziert hatten, alle auf einmal Samen trugen und dann abstarben. Es ist in jenem Thal eine weit verbreitete Meinung, daß ein Mann, welcher 2 Samenjahre der Bambusen erlebte, 60 Jahre alt sein müsse. Einen ähnlichen Fall erzählt Wallich vom Jahre 1824, und auch anderweitig wird dergleichen mitgeteilt. Dagegen berichtet auch Anderson, aus der Gegend von Kalkutta, daß die Bambusrohre reichlich gebüßt hätten, ohne daß allgemeines Absterben gefolgt sei. Nur die blühenden Triebe starben und wurden durch andere vom Rhizom entspringende ersetzt. Nehliches wird von *Bambusa gigantea* bei Kalkutta berichtet, die in ihrem 30. Lebensjahre blühte. Der Blüthe folgt eine kolossale Produktion von Früchten, wodurch die Bambusaceen große Bedeutung als Brodfrüchte erlangen.

Bezüglich der geographischen Verbreitung hebt Munro hervor, daß nur eine vielnamige Species, *Bambusa vulgaris* (Thouarsii, surinamensis, Sieber) in beiden Hemisphären gefunden wird. Wo sie ihre wirkliche Heimat hat, ist dem Verfasser unbekannt. Von der Abtheilung *Triglossae*

sind zusammen etwa 50 Species auf die westliche Erdhälfte beschränkt; einige *Chusquea*-Arten gehen bis 10,000 und 12,000' Seehöhe hinauf. *Chusquea aristata* ist in der östlichen Andenkette zwischen 13,000 und 15,000' verbreitet und bildet in letzterer Höhe undurchdringliche Dichte von weiter Ausdehnung, welche bis zur Grenze des ewigen Schnees reichen. Im Himalaya steigen einige Arten der Gattung *Arundinaria* bis 11,000'. *Arundinaria* und *Phyllostachys* gehören der östlichen Hemisphäre an, ebenso die Gattungen der Sektion *Bacciferae*, *Arundinaria* heiden. Von den achten Bambusen ist *Guadua* auf Amerika beschränkt, die übrigen Genera (mit Ausnahme der *Bambusa vulgaris*) sind der alten Welt eigen. In Europa fehlen die Bambusaceen ganz, Amerika nördlich von Mexiko hat nur eine spontane Art (*Arundinaria macrosperma*) aufzuweisen, aus Afrika sind erst wenige dort einheimische Formen bekannt.

Ueberraschend ist jedem Beschauer die riesige Entwicklung dieser Gräser, *Bambusa Brandisii* erreicht eine Höhe von 120' und einen Stammumfang von 27", ja bei einigen andern indischen Arten steigt der Stammumfang auf 3'.

N e k r o l o g .

Wm. Johann Georg, Professor der Botanik an der technischen Hochschule und Direktor des botanischen Gartens in Graz, † am 30. August d. J. Als früherer Assistent Endlicher's wirkte er mit bei der Redaktion der „Genera plantarum“; später publicirte er ein Lehrbuch der Botanik.

Wirtgen, Philipp Wilhelm, Lehrer der höheren

evangelischen Stadtschule in Koblenz, Herausgeber mehrerer botanischen Werke, Lektor und Sektionsdirektor des naturhistorischen Vereins für die Rheinlande und Westphalen, besonders verdient um das Studium schwieriger einheimischer Genera, wie *Rubus*, *Mentha*, *Verbascum*, † am 7. September in Koblenz in seinem 61. Lebensjahre.

N e u e B ü c h e r .

Alkoholaährungsprobe, botanische Untersuchungen über dieselben, von M. Rees. Leipzig, Felix.

Pflanzenheile, natürliche wogerechte Richtung derselben, von A. B. Frank. Leipzig, Weiskob.

V o l k s w i r t h s c h a f t .

Deutschlands Fähigkeit zu verlängertem Kriege. Der verstorbene französische Schriftsteller Prevost-Paradol, einer der besten politischen Köpfe des neueren Frankreich, der sich auf der Reise zu dem ihm übertragenen Gesandtschaftsposten beim Präsidenten der Vereinigten Staaten in Newyork das Leben nahm, man meint aus Schrecken über die plötzliche Entfaltung der Kriegsabsichten des Kaisers, an die er nicht geglaubt hatte, hielt doch an sich den Krieg mit Deutschland oder Preußen für unvermeidlich und den Sieg Frankreichs für gewiß. Aber er stützte dieses patriotische Vertrauen weder auf das Genie der französischen Feldherren noch auf die Ueber-

legenheit der französischen Armee, sondern lediglich auf den Umstand, daß Frankreich reicher sei. Ist dies wirklich der Fall? Man wird es wohl anerkennen müssen. Aber folgt daraus, was der scharfsinnige Franzose daraus ableitete? Der Augenschein widerpricht seinem Schlusse. Der Umstand, daß die Bank von Frankreich beim Ausbruch des Krieges fast das Dreifache an Baarvorrath wie die Preussische Bank besaß, oder daß noch nach den ersten Niederlagen Mac Mahons und Frossards ein französisches Anlehen von zweihundert Millionen Thalern überzeichnet wurde, während der Norddeutsche Bund von hundert aufgelegten Millionen nicht volle siebenzig

genommen sah, oder daß nach M. Blocks Berechnung das durchschnittliche Einkommen in Deutschland nur Dreiviertel desjenigen in Frankreich ausmacht, — alle diese Thatsachen und Annahmen haben nicht verhindert, daß das französische Heer theils vernichtet, theils eingeschlossen und Paris von einem mächtigen deutschen Heere umzingelt wurde, und werden aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso wenig verhindern, daß Frankreich sich am Ende zu einem Frieden genöthigt sieht, welcher einen Theil seines Ueberschusses an Nationalreichtum in der Gestalt von Goldmünzen und vielleicht von Panzerschiffen auf Deutschlands Seite bringen wird.

Nacht hingestellt, hat Prevost-Paradols Axiom überhaupt keinen Grund. Holland ist viel reicher als Bayern, aber wir möchten ihm nicht rathen sich mit Bayern in einen Krieg einzulassen, selbst wenn das übrige Deutschland ruhiger Zuschauer zu bleiben verspräche und die beiderseitigen Streitkräfte ungehindert aneinander kommen könnten. Zwischen Preußen und England vollends ist ein Vergleich des Nationalvermögens kaum möglich, und doch sähe es, falls ein preußisches Heer nur landen könnte, um England ohne Zweifel übel aus, und all sein unermessliches Kapital würde wenig verschlagen gegen die überlegene Kriegsstärke des so viel ärmeren Gegners. Daß aber zwischen Deutschland und England die See fließt, zwischen Bayern und Holland anderes Gebiet mitteninne liegt, hat natürlich mit den beiderseitigen Vermögensverhältnissen nichts zu thun. Jener Satz ist nur von relativer, nicht von absoluter Richtigkeit und Bedeutung. Wenn die Gegner einander militärisch einigermassen gemachsen sind, und namentlich wenn ihr Ringen sich unentschieden hinauszieht, dann allerdings tritt des alten Montecuculi Spruch, daß die drei zum Kriegsthren nothwendigen Dinge Geld, Geld und wieder Geld seien, in seine Rechte. Daher bedeutete Frankreichs größerer Reichtum und stärkerer Staatskredit während der bisher verfloßenen ersten Wochen des Krieges wenig oder nichts. Daher könnte trotzdem Prevost-Paradols Vorausssicht noch zu Ehren kommen, wenn der Krieg nun vor dem belagerten Paris zum Stillstand gelangt und der Friedensschluß auf sich warten lassen sollte. Dies ist die gegenwärtig wohl aufzuwerfende Frage, die im Folgenden nach ihren verschiedenen Seiten hin erörtert werden soll.

Von Vergleichen zwischen Deutschland und Frankreich sehen wir dabei im allgemeinen

besser ab. Unser feindliches Nachbarland ist durch seine Niederlagen, durch die Ueberziehung eines erheblichen Theils seines Gebiets mit Krieg, durch die volkswirtschaftliche Zerrüttung und die politische Auflösung, welche der Invasion auf dem Fuße gefolgt sind, in eine so außerordentliche Lage gerathen, daß sich die Folgen für seinen Wohlstand noch gar nicht übersehen lassen. Eine ungewöhnlich schlechte Ernte vollendet, was örtliche Verwüstungen, Stillstand aller Geschäfte und tödliche Lähmung des Kredits etwa noch nicht gethan haben. Das Land wird im besten denkbaren Fall, nämlich wenn der Friede baldigst wiederkehrt, es sich den Zudungen der Revolution rasch entwindet und jeden Gedanken an neue militärische Abenteuer aufgibt, Jahrzehnte gebrauchen, um sich von den zerstörenden Wirkungen dieses einen kurzen Vierteljahrs nur so leidlich zu erholen. Die Geschichte kennt kein Beispiel, in welchem der Sturz von einer gleichen Höhe wirtschaftlichen Gedeihens in eine gleiche Tiefe mit solcher überwältigenden Plötzlichkeit erfolgt wäre.

Begnügen wir uns, ein einziges Symptom des erfolgten Umschwungs anzuführen. Nicht wenig thut sich noch in dem ersten Septemberheft der „Revue des Deux Mondes“ der französische Nationalökonom P. Leroy-Beaulieu für sein Land darauf zu Gute, daß dessen Staatskredit so viel besser sei als derjenige Preußens. Als er schrieb, bestand die Thatsache mehr oder weniger noch; als man es in Deutschland lesen konnte, war sie bereits umgestürzt und in ihr Gegentheil verwandelt. Und dies ist nicht etwa einer jener heftigen Oscillationen des Kurzes zuzuschreiben, die im Kriege gewöhnlich sind, sondern bezeichnet aller Wahrscheinlichkeit nach einen fortan dauernden Zustand. Die preußische fünfprocentige Schuld, welche sich vor dem Kriege eben über Pari hielt, hat gegenwärtig Pari bis auf eine Kleinigkeit von 1 oder 2 % wieder erreicht. Die französische dreiprocentige Rente dagegen, in Friedenszeiten zwischen 70 und 75 % schwebend, hält sich jetzt um 50 % herum. Das heißt, Preußen leiht für 5 % Geld und Frankreich muß 6 % anlegen. Das Verhältniß vor dem Kriege war grade umgekehrt: Frankreich konnte ungefähr für 4 % so viel Geld haben wie es wollte, und Preußen nur für 5 %. Preußens Staatskredit hat sich behauptet, derjenige Frankreichs ist von 4 auf 6 % gesunken.

Es hat deshalb auch geringe Gefahr, wie uns in der „Revue des Deux Mondes“ an dem Tage, da Napoleon III. und seine 100,000

Franzosen sich in Sedan kriegsgefangen ergaben, prophezeit wurde: daß der Organismus des deutschen Heeres und dessen Verpflegung binnen wenigen Wochen den in Deutschland herrschenden Mangel an Geld empfinden würden. In Deutschland herrscht gar kein Mangel an Geld. Der Disconto, zu welchem unsere Banken Wechsel nehmen, hat seinen Friedensstand von 3 und 4 % schon lange wieder erreicht. Staats- und Industriepapiere stehen wenig mehr unter dem Kurse, von welchem Frankreichs Kriegserklärung sie vorübergehend heruntergeschleuderte. Geldfülle ist der gegenwärtige Zustand aller unserer Börsen. Wenn heute der Norddeutsche Bund oder einer der süddeutschen Staaten genöthigt wäre von seinem Kredit Gebrauch zu machen, so würde er nicht bloß fünfprocentige Verschreibungen zu einem viel höheren Kurse loswerden können, als zu den 88 %, welche der Norddeutsche Bund Anfangs August, oder zu den 92 %, welche Bayern noch Mitte August empfing, sondern es würde voraussichtlich auch ein Leichtes sein, dieselbe Summe wie die schon erhobene — gegen 80 Millionen Thaler — noch einmal gezeichnet zu erhalten. Brauchte man aber mehr, oder wollte man das Kapital der Nation aus Gründen politischer und ökonomischer Vorsorge schonen, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach zu keinem höheren Preise in London irgend eine beliebige Summe gegen Schuldverschreibungen des Norddeutschen Bundes zu haben. Der britische Kapitalist schmachtet förmlich danach, zu einem solchen Liebesdienst eingeladen zu werden; das beweisen die übereinstimmenden Ermuthigungen solcher Organe wie „Economist“ und „Financier“. Eine Sicherheit, wie das heutige Deutschland sie darbietet, wird ihm außerhalb seiner heimathlichen Insel nicht geboten. Es wird bald gradezu Pflicht unserer Finanzverwaltung werden, zu sehen, ob es durch Heranziehung britischen Kapitals nicht im Stande sein wird, den deutschen Nationalkredit auf dieselbe Höhe zu heben, welche der französische vor dem Kriege einnahm; denn daß 5 % verhältnißmäßig zu viel für ein Gemeinwesen von dem sicheren Bestande des unfrigen ist und sich nur aus der Beschränkung des Absatzes unserer Staatspapiere auf den heimischen Markt erklärt, unterliegt keinem Zweifel. Schon deswegen muß die Münzreform unmittelbar nach dem Kriege allen Ernstes in Angriff genommen werden, da die Engländer allerdings wünschen werden, mit der Einführung von Thalern, Silbergroschen und Pfennigen in ihren Kurszetteln und Notizbüchern verchont zu

bleiben. Haben wir erst ein dem ihrigen gleiches oder bequemes in das ihrige übertragbares Goldmünzsystem, so wird ihr Kapitalreichtum für unsere Staatszwecke bald fast ebenso unbeschränkt zur Verfügung stehen wie für die Staatszwecke Großbritanniens selbst.

Es ist indessen überhaupt nicht wahrscheinlich, daß unsere öffentlichen Kassen bereits erschöpft sind. Nachdem Preußen erst vor vier Jahren einen großen Krieg durchgemacht hat, ließ sich in Berlin mit leidlicher Genauigkeit übersehen, was man an baarem Gelde den Monat zu Monat gebrauchen werde. Zunächst war der preussische Staatschatz da; dann kamen die einander folgenden Einzahlungen auf die Bundesanleihe, von der zwar statt 100 nur gegen 70 Millionen Thaler gezeichnet worden sind, ein bedeutender Theil aber, statt successive bis zum 28. December, auf der Stelle voll eingezahlt wurde. Außerdem hatte man dann noch zwei ergiebige Hilfsmittel, kleinere Posten Bundesanleihe zu dem inzwischen gestiegenen und noch stetig steigenden Kurse an der Börse zu verkaufen, bis die 100 Millionen voll, und dreiprocentige Schatzanweisungen auf kurze Frist auszugeben, diese bis zu dem Betrage von 20 Millionen. Damit wird sicher ausgereicht werden, wenn der Krieg sich nicht über das laufende Jahr hinauszieht. Vorher braucht man sich also über weitere Anspannungen des Nationalkredits im Inlande oder Auslande nicht einmal Gedanken zu machen. Auch die süddeutschen Staaten befinden sich im erwünschtesten finanziellen Wohlfsein. Bayern weiß kaum, worauf es folgen soll: auf die Thaten seiner tapferen Söhne bei Wörth und Sedan, oder auf den unerhörten Erfolg seiner Fünfszehnmillionen-Gulden-Anleihe, die allein in Berlin mehr als doppelt gezeichnet wurde. Württemberg und Baden scheinen sogar das Kunststück fertig zu bringen, auf jede Benutzung ihres Kredits einstweilen zu verzichten. Dies alles, was man uns selbst in Paris und Moskau einräumen müssen, sieht nicht sehr nach herannahender finanzieller Erschöpfung der deutschen Staaten aus.

Die wirklichen unmittelbaren Staatsausgaben für den Krieg werden muthmaßlich auf unserer Seite überall hinter dem Anschlag zurückbleiben. Seit Anfang August steht die große Masse unserer Truppen auf französischem Boden; das bedeutet aber nicht bloß Quartier oder Vivual, sondern auch einen sehr beträchtlichen Theil der Verpflegung. Man überfieht nicht genau, wie viel der täglichen Kost von den nach-

fahrenden Proviantwagen und wie viel aus den Vorräthen des durchzogenen Landes entnommen wird, aber der ersere Betrag ist sicher nur ein Bruchtheil des letzteren, mindestens wenn man die Ausbringung des Werthes ins Auge faßt, da oft statt der Naturalien Geldrequisitionen vorgenommen werden. Seit Ende August, wo sich die Ungefährlichkeit der feindlichen Panzerflotte in Bezug auf Landungen zur Genüge herausgestellt hatte, ist auch die Küstenbewachung größtentheils nach Frankreich abgegangen, so daß gegenwärtig nur noch Reste von Truppenkörpern hier und da deutschen Quartierwirthen auf der Tasche liegen. Zum Ersatz müssen wir freilich nicht bloß die heimgekehrten Verwundeten erhalten, sondern auch eine größere Menge Gefangene, als jemals ein mächtiges Kriegsheer an das andere abgegeben hat. Aber das sind natürlich nur Auslagen, die der Friedensvertrag ersetzen wird. Auch für den Besuch, welchen auf diese Art französische Krieger in deutschen Städten abfielen, wird Frankreich — das nach Herrn Guizots berühmtem Ausspruch „immer reich genug ist seinen Ruhm zu bezahlen“ — so gut sein die Reise- und Aufenthaltskosten zu tragen.

In der Verwundetenpflege aber begegnet sich schon die freiwillige Hülfe mit der Thätigkeit des Staats. Der Staat liefert das Nothdürftige, das Heer der überall aufgetauchten Vereine thut das Nützliche und Angenehme hinzu. Ja diese freie Wirksamkeit, nicht zufrieden mit der Sorge für verwundete und erkrankte Krieger, hat grade mit der Verlängerung des Feldzugs angefangen, auch die gesunden in ihr Reich zu ziehen. Sie gibt sich einer höchst wichtigen Art von Gesundheitspflege im Felde hin, indem sie durch warmes Unterzeug, Bivouakdecken, starke Getränke und kräftigende Nahrungsmittel (auch Tabak und Cigarren nicht zu vergessen, die Beförderer heiterer, zuversichtlicher Stimmung) einer Anzahl von Erkrankungen vorbeugt, welche sonst entstehen würden, und die das officielle Verpflegungswesen nicht verhüten kann, wenn es mit seinen Mitteln für das Nothwendige ausreichen will. Schon die immer wachsende Ausdehnung dieser Gaben würde, wenn es erforderlich wäre, beweisen, daß die Nation im allgemeinen weit davon entfernt ist, sich erschöpft zu fühlen. Die Sammlungen der Hülfsvereine gehen noch fortwährend ihren Gang, neue Aufrufe für bestimmte, bisher mehr außer Acht gebliebene Zwecke kommen hinzu, und die öffentliche Freigebigkeit scheint förmlich unter den Ansprüchen, die man an sie erhebt, zu wachsen.

Die Lösung so mancher kostspieligen Aufgabe durch freie Sammlungen freiwilliger Vereine hat aber auch noch eine andere Seite, durch welche sie der Erhaltung des Nationalwohlstandes mitten in einem anspannenden Kriege zu Statten kommt. Sie tritt offenbar, wenn nicht ganz, so doch zum guten Theil an die Stelle der zwangsmäßigen Steuererhebung. Müßten ihre Leistungen aus Staatsmitteln bestritten werden, so würden sich die Anforderungen des Staats an die allgemeine Steuerkraft entsprechend erhöhen. Nun sind aber alle Steuersysteme der Welt so beschaffen, daß sie die ärmeren mitzahlenden Klassen bei weitem härter treffen als die wohlhabenden Klassen. Die progressive Einkommensteuer mag ein Traum und ein Unrecht sein, aber daß ihre Idee früher oder später überall aufsteht und um sich greift, legt deutlich dar, wie progressiv in entgegengesetzter Richtung die bestehenden Steuern wirken und empfunden werden, zur Mehrbelastung der niederen Schichten. Auf die bestehenden Steuern neue schwere Ausgaben wälzen, heißt immer zahlreichere noch sich selbst erhaltende Familien der Gefahr eines nicht zu ertragenden Druckes, eigentlicher Noth, und dem noch schlimmeren Verfall in Erhaltungsunfähigkeit, in das was man schlechtweg Armuth zu nennen pflegt, aussetzen. Wie viel vorzüglicher ist es deswegen, wenn eine öffentliche Ausgabe ohne Schäden der freiwilligen Zahlung, der Selbstbesteuerung überlassen werden kann! Es kann sein, daß in diesem Falle ein Nothschild sich mit einer verhältnißmäßigen Bagatelle abfindet oder die Taschen auch ganz zuhält, während weichenempfindende gebildete Menschen sich vielleicht über ihre Kräfte anstrengen. Aber gewiß ist doch, daß Niemand wider Willen geben muß, oder mehr als er geben möchte. Die so erhobenen Beiträge drücken also Niemanden auf eine tiefere wirtschaftliche Stufe herab; ihre Erhebung mindert nicht das wirtschaftliche Vermögen der Nation. Im Gegentheil, wenn die Ansprüche verhältnißmäßig groß und unter den „fröhlichen Gebern“ Manche sind, die recht tief in eine vielleicht nicht sehr volle Tasche gegriffen haben, so liegt es nahe, daß sie die Lücke durch verdoppelte Energie zu ersetzen suchen, wozu es im Falle der Zwangssteuer erst des leidigen Uebergangspunktes wirklich empfundener Noth zu bedürfen pflegt, — daß folglich die producirende Kraft der Gesamtheit gewinnt, was ihre einzelnen Werthe etwa einbüßen.

Im Lager unserer Feinde schmeichelt man

sich zwar damit, daß grade die producirende Thätigkeit der Nation durch die Art der Zusammensetzung unseres Heeres allzu sehr gelähmt werde, als daß wir den Krieg lange aushalten könnten. Hören wir nur, wie Herr Leroy-Beaulieu in dem schon erwähnten Artikel der „Revue des Deux Mondes“ vom 1. September unsere traurige Lage schildert: „Alle diese Familien ohne Haupt, diese unermessliche Zahl von Wittwen und Waisen, diese Werkstätten denen seit sechs Wochen schon die Leiter sowohl wie die Gehülfsen fehlen, diese Stocung (suspension) des ganzen Lebens der Nation seit den ersten Tagen des Konfliktes — das Alles macht eine schreckliche Krisis aus, von welchem ein Volk auch dann, wenn es bis zu Ende siegreich bleibt“ (was der patriotische Verfasser natürlich keinen Augenblick voraussetzt), „Mühe haben wird sich zu erholen“.

Es gibt kein Stück von Deutschland und kaum irgend einen größeren Ort, auf welchen die Züge dieses trostlosen Bildes anwendbar wären oder bald anwendbar zu werden drohten. Von „Wittwen“ und „Waisen“ spricht wohl auch der französische Gelehrte nur in dem figurlichen Sinne, daß er darunter die heimgebliebenen Familien verheiratheter Offiziere und Soldaten versteht; oder meint er im Ernst, daß die Zahl der wirklichen Wittwen und Waisen, welche dieser Krieg uns hinterlassen wird, eine beunruhigende Höhe erreichen könnte? Im Ausgange scheint man freilich überhaupt aus dem Umstand, daß ein deutsches Heer in Kriegsstärke auch unter seinen gemeinen Soldaten manchen verheiratheten Mann zählt, geneigt maßlose Folgerungen zu ziehen. Die Regel ist es denn doch noch lange nicht, daß jeder Todesfall in den Reihen unserer Krieger einer Familie ihr Haupt raubt. Voran stehen zunächst immer Pinte und Reserve, bei denen die ledigen jungen Männer weit überwiegen. Die Landwehr, in der allerdings das umgekehrte Verhältniß besteht, kann, Dank der preussischen Armeereform von 1860, getrennt verwendet werden, und ist dies Mal ganz vornehmlich bisher zur Küstenbewachung verwendet worden, welche sie keinen wirklichen Kriegsgefahren ausgesetzt hat. Seitdem auch sie Division für Division nach Frankreich hereingezogen wird, um den letzten verzweifeltsten Widerstand des Feindes zu brechen, liegen die blutigsten Arbeiten des Feldzugs aller Wahrscheinlichkeit nach im allgemeinen bereits hinter dem deutschen Heer. Es handelt sich wesentlich und für die große Masse der Truppen

also nur noch um die Ertragung der Strapazen des Krieges. Aber diese, früher fast allemal mörderischer als die feindlichen Waffen, haben im Durchschnitt eine sehr leidliche Gestalt angenommen, nachdem die praktische Kranken- und Gesundheitspflege zur Seele der modernen Medicin geworden ist, und Eisenbahnen und Telegraphen erlauben, die nöthigen Erhaltungs- und Erholungsmittel rasch in der wünschenswerthen Menge überall hinzuschaffen. Daß wir nach solchen Schlachten, wie denen um Metz und Sedan herum, noch nicht von Hospitalbrand und Lazarethfieber hören, daß von Epidemien überhaupt eigentlich nur erst die Ruhr in nicht sehr arger Form, Typhus dagegen kaum und Cholera noch gar nicht aufgetreten ist, sind Neuerungen in der Geschichte der Kriege, die mindestens ebenso bedeutungsvoll erscheinen als der Gebrauch der Chassepots und der Mitrailleur, und glücklicher Weise von lebenerhaltender, nicht lebenzerstörender Bedeutung. Man darf daher von diesem Gesichtspunkt aus der Verlängerung des Krieges ohne allzu lebhaftige Sorge entgegensehen. Die meisten unserer Opfer an edlem Blute kennen wir schon. Die Tage werden allerdings nachgrade merkllich kürzer, die Nächte kälter, aber der Winter ist doch noch lange nicht unmittelbar vor der Thüre, zumal in den Breitengraden von Paris und Metz; und damit unsere Krieger sich gesund durch den Herbst schlagen, sind ja jetzt Hunderte von Sendungen täglich unterwegs, um sie innerlich und äußerlich warm zu halten. Manche zartere Natur wird zwar wohl einen Stoß empfangen, aber Andere werden sich auch durch das an sich so gesunde, nervenstärkende Leben im Freien kräftigen und vielleicht dauernd der schon eingerissenen städtischen Verweichlichung entrafen. Dies ist aber grade, was unsere Männerwelt durch die Bank noch brauchen kann. Sie macht sich vielfach zu wenig Bewegung im Freien; es gibt in Deutschland nicht genug populäre Sports für Knaben, Männer, und das ganze Volk; trotz Turnens und Exercitans behauptet das geistige Leben noch immer ein gewisses ungesundes Uebergewicht, steht die freie heitere Uebung der Körperkraft zu sehr zurück. Wenn ein verlängerter Herbstfeldzug die Folge haben sollte, der jungen männlichen Generation mehr Geschmeidigkeit und regelmäßiger wiederkehrender Leibesbewegung draußen in Gottes freier Natur einzusüßen, so wird die Nation im ganzen dadurch für die Opfer ihrer erhöhten Anstrengungen und Entbehrungen reichlich schadlosgehalten werden.

Inzwischen erweist sich das neubelebte Bewußtsein innigster nationaler Solidarität auch darin, daß man sich der Wittwen und Waisen ernstlich annimmt, sowohl der größeren Zahl derer die es nur für die Dauer des Krieges sind, als der geringeren Zahl derer welchen der Krieg den Gatten, Vater und Ernährer wirklich kostet. Hinsichtlich der ersteren liegt in Preußen den Kreisen eine begrenzte Unterstützungspflicht gesetzlich ob. Aber in Preußen wie außerhalb Preußens hat man sich mit dieser nothdürftigen Hilfe nicht begnügt, sondern durch Ausbringung freiwilliger Gaben die erforderlichen Veranstaltungen getroffen, um jede Annäherung der Noth von diesen Familien abzuwehren und ihnen auch einen etwa gesammelten Sparfennig thunlichst unberührt zu erhalten. Nirgendwoher ist denn auch zur öffentlichen Kunde gekommen, daß eine Landwehrmannsfamilie Hunger leiden oder sich selbst nur empfindlich einschränken müßte, weil ihr Ernährer im Felde steht. Daran kann keine denkbare Verlängerung des Krieges etwas ändern, denn die Last wird ohne jeden Druck getragen. Wohl aber wird allerdings in diesem Falle noch sorgfältiger als im Anfang darauf zu achten sein, daß die Unterstützungen nicht ohne gehörige Prüfung des Bedürfnisses und in einem verschwendischen Maßstab erfolgen, damit nicht eine Erbschaft erschlafenen wirtschaftlichen und häuslicher Sinnes bei den Unterstützten in die Friedenszeit mit übergehe. Das ist um so wichtiger, als verlängerter Kriegsdienst kaum umhin könnte, die Gewöhnung an friedliche Berufsthätigkeit in manchen minder ernstern Naturen fühlbar zu schwächen.

Wie man für die Hinterbliebenen gefallener Krieger und wie für die arbeitsunfähig gewordenen Krieger und deren Familien sorgen wird, das hat natürlich noch viel weniger Einfluß auf die Fähigkeit der Nation, den Krieg noch länger auszuhalten. Umgekehrt aber zeugt es gewiß für das Vollgefühl solcher Fähigkeit, wenn schon vor jeder verbürgten Aussicht auf Friedensschluß zu den sonstigen nothwendigen Lasten und freiwilligen Opfern für Kriegszwecke auch diese dauernd nachbleibende Aufgabe ins Auge gefaßt wird. Der Ausruf des Kronprinzen von Preußen zur Ausdehnung der Victoria-Invalidentiftung auf das ganze deutsche Heer von 1870 mag so nicht ausgelegt werden dürfen, weil ihn mehr des Feldherrn zärtliche Sympathie für seine verstümmelten dürftigen Kameraden, als ein Gefühl dessen was das Volk in der

Heimat für dieselben thun kann und will, eingegeben haben wird. Aber jedenfalls so auszulegen ist der Entschluß der Kapitalsteuerzahlenden von Pforzheim, zwei auf Tausend ihres Vermögens zu diesem Zwecke herzugeben, obgleich Pforzheim eine Stadt der Luxus-Industrie ist, deren Fabriken durch den Krieg eher und nachhaltiger als alle anderen zum Stillstehen verurtheilt werden, — und der damit verwandte Ausruf Karlsruhe's am Geburtstage des patriotischen Großherzogs an die übrigen Städte Badens, nicht länger zu warten, um mit der Zusammenbringung eines ausgiebigen Invalidenfonds den Anfang zu machen. Dies sind nicht mißzuverstehende Symptome einer Stimmung in der Nation, daß kein Opfer des uns die Einheit bringenden Krieges jemals darben soll, welche nicht denkbar wäre ohne das Bewußtsein der vollständigen Befähigung, dafür zu sorgen. Es ist wohl anzunehmen, daß die Bundesgewalten eine angemessene Summe aus den französischen Strafgebern zum Stock für die nationale Invalidenstiftung bestimmen werden. Alles aber von ihnen zu erwarten, namentlich auch jene Rücksicht auf die Verschiedenheit individueller Lagen, ohne welche der höhere Zweck der Stiftung nicht zu erreichen wäre, ist bei der strengen Sparsamkeit und Gleichmäßigkeit, mit welcher die Staatsmittel verwendet werden müssen, unmöglich; und wir dürfen uns daher freuen, daß aus der Mitte des wohlhabenden Bürgerthums heraus bereits in der angegebenen Weise der Entschluß fundgethan worden ist, den Fonds durch freigebige Besteuern auf die nothwendige Höhe zu bringen.

Die Störung der nationalen Erwerbsthätigkeit durch den Krieg wäre unerheblich, wenn sie weiter keine Ursache hätte als die Einberufung einiger Hunderttausende von Geschäftsmännern, Landwirthen, Handwerkern und Arbeitern zu den Fahnen. So leicht wird „das ganze Leben“ eines Volks von 37 Millionen nicht „suspendirt“. In die Lücken treten zeitweilig oder dauernd Andere ein, die ihre Thätigkeit zu dem Ende steigern oder auf ergiebigerer Felder verlegen; auch Frauenhilfe ist vielfältig dazu bereit, dem seit einigen Jahren erwachten Drängen des weiblichen Geschlechts nach ausgedehnterer Arbeitssphäre gemäß, und so behilft man sich im ganzen leicht genug einige Wochen oder Monate. Hat die Abwesenheit der Einberufenen aber erst einige Zeit gedauert, so ordnet sich alles um, wie wenn sie niemals dagewesen wären. Im Gesellschaftskörper vollzieht sich dann, was beim

Menschenleibe Naturheilung genannt wird. Diesen Prozeß befördert, was sonst die Störung erweitert und erschwert: der unheilvolle Einfluß des Krieges auf eine Reihe von Industrien. Dadurch werden Köpfe und Arme verfügbar, welche die Lücken ausfüllen helfen, die der Marschbefehl in die große Erwerbs-Organisation der Nation gerissen hat.

Der lähmende Einfluß des Krieges trifft zunächst natürlich alle Luxus-Industrien, so weit sie für das Inland arbeiten. Die plötzliche Nöthigung zu bisher ungewohnten Ausgaben, mehr aber noch die Sorge für allerhand instinktive vielleicht eintretende Anforderungen bestimmt die Menschen sich einzuschränken, was zunächst immer das Ueberflüssige trifft, das was bloß angenehm und daseinverschönernd ist, aber nicht im engeren Sinne nützlich oder gar nothwendig. Es ist folglich ein Vortheil für Deutschland, daß seine großen fabrikmäßig betriebenen Industrien ganz überwiegend für den nothwendigen Bedarf der mittleren und niederen Bevölkerungsschichten arbeiten, nicht für ihren entbehrlichen Bedarf, oder für den erklusiven der höheren Stände. Man stelle sich nur die Wirkung erst des Krieges überhaupt, dann der französischen Niederlagen, dann ihrer eigenen unmittelbaren Einschließung und Belagerung auf eine Stadt wie Paris vor, deren eigentlicher täglicher Beruf die Versorgung der Welt mit den verschiedensten Luxusartikeln ist, — so hat man das trübe Gegenbild zu unserer Gottlob helleren Lage. In zweiter Linie erscheint insbesondere das Baugewerbe betroffen, das in einer Menge deutscher Groß- und Mittelstädte neuerdings einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Die Ungewißheit, ob nach dem immerhin opfervollen Kriege die Nachfrage nach Häusern und Wohnungen ihre frühere Stärke wieder erreichen wird, und die theils erschwerte, theils vertheuerte Kapitalienaufnahme zu spekulativen Zwecken nöthigen die geschäftige Klasse der Bauunternehmer, ihrer Regsamkeit engere Schranken zu setzen. Da ist es denn ein Glück, daß ihre Arbeiter, Maurer, Zimmerer und Tischler, der Masse nach, nicht wie Spinner und Weber und andere Stubenhocker für grobe Arbeiten im Freien untauglich sind, folglich so viel leichter anderweit Beschäftigung finden oder von Gemeinde und Staats wegen beschäftigt werden können. Die allgemeinen Aussichten Deutschlands sind durchaus danach, daß öffentliche Verwaltungen sich nicht zu scheuen brauchen, zu Zwecken der wirtschaftlichen Erhaltung tiefere

Griffe in ihre Kassen und Kapitalfonds zuzuthun. Die größeren Städte haben dies schon bethätigt, indem sie den nothleidenden südwestlichen Grenzstrichen mit reichen Bewilligungen unter die Arme griffen. Aber auch öffentliche Bauten und Anlagen aller Art sollten, wenn einmal beschloffen oder beschließbar, nur da unterlassen oder eingestellt werden, wo Mangel an Baarmitteln geradezu dazu zwingt. Wo jedoch könnte das der Fall sein, wenn gegen gute Wechsel überall zu 3 und 4% Geld zu haben ist? Die Einstellung vieler Eisenbahnbauten insbesondere, die ohne den Krieg ungestört vor sich gehen würden, ist vom allgemeinen Standpunkt zu bedauern. In den Winter sollte man nirgends eine namhafte Zahl von Arbeitern ohne passende und lohnende Beschäftigung hineingehen lassen. Das nationale Gemeingefühl muß sich auch nach dieser Seite hin bewähren.

Der schwerste Schlag hat indessen nicht die eigentliche Industrie, sondern den Seehandel in allen seinen Verzweigungen betroffen. Hamburg, wo überseeischer Handel, Rhederei und Schiffbau sich am stärksten in ganz Deutschland concentriren, ist auch zugleich die einzige Stadt neben ein paar kleinen Grenzorten, wo man sich ernstliche Sorge um die Arbeiterbevölkerung macht und besondere Anstalten für ihre Erhaltung in wirtschaftlicher Unabhängigkeit getroffen hat. Der Krieg der Franzosen gegen die deutschen Handelsschiffe und dann von der zweiten Hälfte August an die Blokade der deutschen Häfen schnitten den Seeverkehr auf einmal ab. Docks und Packhäuser leerten sich, ohne sich wieder zu füllen; die unterwegs befindlichen Schiffe mußten, wenn sie nicht ungewarnt oder vom Feinde überholt zu Preisen gemacht wurden, im nächsten besten Hafen einlaufen und auf Kosten des Rheders müßig liegen bleiben; das fest angelegte Kapital des Rheders wie des Kaufmanns hörte auf Zinsen abzuwerfen; ihre Arbeiter fanden keine Beschäftigung und folglich größtentheils auch keinen Lohn mehr. Zum Glück war die Dauer des völligen Stillstands kurz. Das Kapern zwar begann bald nach dem Kriegsausbruch, aber die Blokade, bei der weniger zu holen war, trat erst eigen vollen Monat nachher ein und ließ so dem Handel Zeit, sich auf Umwege durch die neutralen Nachbarländer einzurichten. Waaren also, die man in Deutschland oder im Ausland so nothwendig brauchte, daß diese Mehrkosten nicht gescheut wurden, oder deren Werth hoch genug war, um eine kleine Vertheuerung des Transports bequem zu ertragen, gingen auf

diesen Seitenpfaden fortwährend ein und aus. Dann aber zeigte sich auch sehr rasch, daß die Blokade einer langen Küste mit Panzerflotten praktisch unausführbar sei; die Blokade wurde nur zum Theil überhaupt effektiv und nach etwa vierwöchiger Dauer ganz wieder aufgehoben, als man die Mannschafft der Flotte für die Forts von Paris brauchte. Damit tritt denn wenigstens ein Theil des im Seehandel arbeitenden deutschen Kapitals wieder in zinsabwerfende Thätigkeit; der andere Theil würde es nur, wenn die republikanische Regierung ihre moralisch-politische Ueberlegenheit über das Kaiserthum durch Verzicht auf officiële Kaperei hätte an den Tag legen wollen. Aber wenn dadurch auch die deutschen Schiffe größtentheils noch abgehalten werden, ihre ununterbrochene Fahrt wieder aufzunehmen, so läßt sich das schon noch eine Weile ertragen. Für die genommenen Fahrzeuge werden die Eigenthümer beim Friedensschluß ohnehin auf Feindeskosten unfehlbar entschädigt werden, vielleicht auch für die mitunter sehr beträchtlichen Kosten ihres Stillliegens in fremden Häfen. Die Wiedereröffnung des Verkehrs auf neutralen Schiffen und auf solchen deutschen, welche es wagen wollen den französischen Kreuzern zu trotzen, würde rascher vor sich gehen, wenn nicht im Fahrwasser der Hafeneingänge und Strommündungen Torpedos und andere Hindernisse zahlreich versenkt wären, deren Herausholung entweder noch nicht riskirt wird, oder nicht in ganz kurzer Frist zu bewerkstelligen ist. Im allgemeinen läßt sich jedoch behaupten, daß auch der noch übrige Rest von Störung des Seehandels keineswegs derart ist, daß er unsere Kraft zur Fortsetzung des Krieges irgendwie merklich beeinträchtigt.

Befragt man die Landwirtschaft, so erhält man eine ähnliche Antwort. Substantationen von Gütern sind so wenig in beunruhigender Zunahme seit dem Ausbruch des Krieges wie kaufmännische oder industrielle Bankerotte. Die Ernte wird im ganzen das Mittelmaß schwerlich übersteigen, da die Ausfälle im Westen von Deutschland die Ueberschüsse des Ostens voraussichtlich mindestens aufwiegen; aber der reichere Westen vermag sich eher zu helfen als der ärmere Osten, und selbst in den von Truppenmärschen heimgesuchten Grenzstrichen scheint Saatkorn weniger umfänglich zu mangeln, als Herr Elsner von Gronow in seinen verdienstvollen wiederholten Aufrufen zur Hilfe annahm. Der Mangel an Händen zur Einbringung, den man besürchten konnte, hat sich nicht sehr arg herausgestellt.

Auch für die Herbstbestellung der Felder wird es daher nicht übermäßig an Arbeitskräften fehlen, wenn die Soldaten dann noch nicht entlassen sein sollten. Die Rinderpest ist an verschiedenen Punkten gleichzeitig aufgetreten: bei Berlin und Stralsund, Dresden, Saarbrücken und Kaiserlautern; man scheint zu spät an die Untersuchung der zur Verpflegung des Heeres bezogenen Rinder aus Oesterreich-Ungarn gedacht zu haben. Aber da man von jeher in Preußen, und Dank dem preußischen Beispiel seit 1866 auch in den übrigen deutschen Staaten diese fürchtbare Seuche sofort der sicher helfenden heroischen Kur des Erschlagens und Verscharrrens nicht allein des befallenen, sondern auch alles verdächtigen Viehes unterwirft, so ist nicht zu besorgen, daß sie entfernt ähnliche Dimensionen annehmen werde wie vor drei Jahren in England oder gar in den Niederlanden. Den Mehrverbrauch gemästeten Viehes im Lande oder bei den kämpfenden Truppen wird die durch die Blokade zeitweilig verringerte Ausfuhr nach England einigermaßen ausgleichen, so daß der „eiserne Bestand“ wenigstens nicht groß leiden wird. Pferde wird der Krieg, wie allemal, viel kosten. Indessen sind bei Sedan ja auch Tausende in unsern Besitz übergegangen. Der Wiederverkauf nach dem Friedensschluß wird, zweckmäßig über ganz Deutschland vertheilt, immer noch manches Tausend gesund und kräftig gebliebener Thiere dem Ackerbau und sonstigen Verwendungen zurückgeben, so daß auch hier wohl keine nachhaltige, empfindliche Lücke bleiben wird.

Was uns auch jeder Tag der Verlängerung des Krieges kosten möge an direkten und indirekten materiellen Opfern: es ist an sich ohne eigentlichen Druck zu ertragen, und es wiegt federleicht gegen das was wider einen verführten Abschluß spricht, möchte derselbe uns nun von außen augenöthigt oder aufgeredet worden sein — eine glücklicher Weise ganz verschwundene Möglichkeit — oder aus eignen inneren Umwandlungen von Schwäche hervorgehen. Wir haben, Dank dem wundervollen Gange des Feldzugs, der Standhaftigkeit im Unglück nicht bedurft, mit welcher wir vor der ersten großen Entscheidung unsere Herzen anstiffeten; lassen wir uns nun nicht verwöhnt durch den unerhörten Glanz dieser Siege und schlaff im Glück erfinden. Davor braucht uns ja nicht bange zu sein, daß die staatsmännische Mäßigung, welche im August 1866 die Nikolsburger Präliminarien diktirte, im deutschen Hauptquartier zu Schloß Ferrières diesmal fehlen, oder gegen etwa vor-

handene strategische Einseitigkeiten nicht aufgenommen werde. Aber was die öffentliche Meinung der Nation nach mehrwöchiger gründlicher Erörterung als die unerläßlichen Bedingungen des Friedens bezeichnet, die Regierungen übereinstimmend acceptirt haben, das muß durchgesetzt werden um jeden Preis. Sind in Frankreich noch keine öffentlichen Gewalten, welche darauf eingehen wollen oder im Stande sind sie bindend zu übernehmen, so ist das eben ein Zeichen, daß ungeachtet allen Blutes und aller Thränen noch immer nicht genug geschehen ist, diesem traurig entarteten Volke den Ruhmes- und Herrschuchtstempel auszutreiben. Wir dürfen dann auch vor dieser letzten Zumuthung, die weniger an unsere Kraft als an unsere Ausdauer und männliche Geduld gemacht wird, nicht zurücktreten, keineswegs in dem frommen Wahne, zu einem Straf- und Besserungsgericht Gottes das berufene Werkzeug zu sein, sondern um das uns

einmal abgenöthigte Werk in unserm eigenen Interesse nicht halb zu thun und nicht über ein Kleines mit unendlich viel größeren Opfern von vorne wieder aufnehmen zu müssen. Jetzt liegen die außerordentlichen Anstrengungen und Leiden des Uebergangs vom Frieden zum Kriege einmal hinter uns; es ist verhältnißmäßig wenig, was eine Woche oder ein Monat Kriegszustand mehr von uns verlangt. Das ganze große Getriebe der Nationalwirtschaft bewegt sich mit vereinzelten Ausnahmen, da wir den Feind weder im Lande noch auch mehr an unseren Küsten haben, wie mitten in stiller Friedenszeit; was noch stockt oder ächzt, gleicht sich vermöge der selbstthätigen Genesungskraft im Innern täglich mehr aus; und keine überhaupt annehmbare Verlängerungsfrist dürfte uns um die Erhaltung des Nationalwohlstandes eine irgend ernsthafte Sorge einflößen.

25. September.

A. Lammerk.

Neue Bücher.

Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und berechtigten Forderungen, von W. E. Thornton, aus dem Englischen von H. Schramm. Leipzig, Klinckschardt.

Arbeiterverhältnisse und Erwerbsgenossenschaften in England und Nordamerika, von J. E. Teltkamp. Halle, Waizenhaus.

Preussische Statistik XVII. Die Bewegung der Bevölkerung in den Jahren 1865—1867. Berlin, Verlag des Statistischen Bureau's.

Sechererungsrecht, Geschichte des europäischen, von C. F. Heag. 1. Thl. Leipzig, Fintel.

Kriegswesen.

Die Bedeutung der Festungen. Die Grenzen Frankreichs sind in erster, zweiter und dritter Linie mit Festungen reichlich versehen, sogar Paris, der Mittelpunkt des ganzen Landes in jeder Hinsicht, ist in den letzten Jahrzehnten zu einer großen Festung gemacht worden, und dabei sehen wir doch, daß die deutsche Armee in raschem Anlauf über die äußerste Linie hinweggeht wie die Meeresfluth über die Klippen, daß die große Festung Straßburg isolirt und cernirt wird gleich den kleinen Plätzen, ohne dem Vordringen irgend welchen Aufenthalt zu bereiten, und daß dann dieselbe starke Festung, welche bei ihrer begünstigten Lage in der That einen Damm der Invasion gegenüber hätte abgeben müssen, Metz, die Ursache des Ruins der Hauptarmee wird. Wir sehen zu gleicher Zeit die Festungen der dritten Linie, Verdun, Toul, Vitry, zur Bedeutungslosigkeit herabsinken und Sedan für den

Rest der Verteidigungsarmee das werden, was Metz für das Gros war.

Was haben Frankreich in diesem großen Kriege seine Festungen geholfen, welche doch mit ganz ungeheuren Kosten erbaut und in Stand erhalten worden sind? Im Großen haben sie bis jetzt mehr geschadet als genützt. Wahrscheinlich wäre die Hauptarmee nicht umzingelt worden, wenn die Mosellinie ohne Metz und Thionville bestanden hätte. Wahrscheinlich hätte Bazaine die aufeinanderfolgenden Positionen der Mosel, der Maas zc. auf einem langsamen Rückzuge nach Westen benutzt, um Verstärkungen heranzuziehen, wenn nicht Metz sich ihm selbst als uneinnehmbarer Platz und dem Angreifer als Merkstein präsentirt hätte.

Diese Thatsache schließt jedoch nicht die Möglichkeit aus, daß Metz und Straßburg bei einer andern Benützung vortreffliche Stützpunkte der Defensive hätten werden können; sie schließt

nicht den Beweis aus, daß beide große Festungen stets eine Drohung für die Sicherheit Deutschlands waren und daß sie bei besserer Führung des französischen Heeres sehr gefährliche Aggressivmittel hätten werden müssen.

Um sich ein Urtheil über die Bedeutung der Festungen im Allgemeinen zu bilden, bedarf es der Betrachtung der wichtigsten Festungsoperationen, welche die letzte Periode der Kriegsgeschichte überhaupt bietet.

Epochemachend sind für die neuere Kriegskunst die französischen Revolutionskriege.

Mit ihnen beginnt das Princip, die gewordenen Heere durch Volksheere zu ersetzen, ein Princip, welches Preußen in der allein richtigen Weise aufsaßte und bis zur höchsten Stufe der Vollkommenheit durchführte.

Von jenen Kriegen an beginnt ein bemerkenswerther Wechsel auch hinsichtlich der Bedeutung der Festungen. Denn während die Heere plötzlich an Zahl bedeutend wachsen, verringert sich der Werth der Festungen mit jedem Kriege mehr. Nur einzelne Fälle finden sich seit den Jahren 1792 und 1793, daß eine Festung Ziel und Mittelpunkt der Operationen bildet, während in jenen beiden Jahren noch der Grundsatz für den Feldherrn galt, niemals eine Festung im Rücken zu lassen.

Die Allirten, welche damals die französische Nordgrenze angriffen, belagerten mit der größten Gewissenhaftigkeit alle die zahlreichen großen und kleinen Plätze, Fontenoy, Longwy, Thionville, Sedan, Verdun, Lille, Condé, Valenciennes, Duesnoy, Dürenkirchen, Cambrai, Maubeuge, Landreux und andere, welche ihnen im Wege zu liegen schienen, und die Franzosen machten es ebenso. Im Jahre 1794 beginnen die Heere der Franzosen in Folge der Massenaufgebote zu wachsen, ihre Pläne werden großartiger, die Festungen spielen eine untergeordnete Rolle, die Belagerungen derselben begleiten nur die Operationen, welche hauptsächlich darauf ausgehen, die feindliche Heeresmasse zu treffen und zu vernichten.

Denselben Charakter tragen die Feldzüge der nächsten Jahre, in welchen Carnot die Seele der französischen Kriegsführung war, und der General Bonaparte als Oberbefehlshaber der Armee von Italien die Blicke der Welt auf sich zu ziehen begann.

Mantua ist seit der neuen Epoche das erste Beispiel großartiger Operationen, welche sich um eine Festung drehen, und als solches zu näherer Betrachtung geeignet.

Im Jahre 1796 bei Annäherung der Franzosen von 14,000 Oesterreichern besetzt, war die Stadt durch ihre Lage ganz unangreifbar. Von drei Seiten mit Seen umgeben und auf der vierten mit Sümpfen und überschwemmtem Terrain, nur durch wenige schmale lange Dämme mit den Außenforts jenseits der Seen verbunden, durfte diese Festung jedes Angriffs spotten. Als General Bonaparte sie Anfang Juni einschloß, waren Verona und Peschiera sowohl als die bedeutendsten offenen Städte der Lombardei in seiner Gewalt; Mantua war der letzte Fuß, welchen die Oesterreicher noch in Italien stehen hatten.

Bonaparte hatte drei Monate vorher das Kommando über die Armee von Italien übernommen, welche bis dahin das Stiefkind der französischen Republik gewesen war. Durch die größten Eigenmächtigkeiten war es ihm zunächst gelungen, die Armee mit Kriegsmaterial zu versehen, dann hatte er in kurzer Zeit durch den Schrecken seiner Waffen die Staaten Sardinien, Parma, Neapel, Toskana, Modena und den Papst zu Waffenstillständen oder Uebereinkünften gezwungen. Um jedoch eine größere Offensiveaktion gegen Oesterreich in die Erblande hinein zu unternehmen, war seine Armee zu schwach und die Haltung der genannten Staaten nicht sicher genug. Mantua im Rücken lassen hieß dem österreichischen Einflusse in Italien eine mächtige Handhabe bieten. Eine neue Koalition in seinem Rücken hätte ihm bei etwaigem Vorücken verderblich werden können.

So schien es am gerathensten, auch die letzte Stütze Oesterreichs zu beseitigen; und die Erwartung, bei etwaigen Entsatzversuchen Vortheile zu erringen, mochte den General vollends bestimmen, sich bei Mantua aufzuhalten.

Von Seiten Oesterreichs lagen dieselben Gründe vor, Alles aufzubieten, um die Festung zu entsetzen.

Den ersten Entsatzversuch unternahm General Wurmsfer von Tyrol aus mit 50,000 Mann. Bonaparte hebt bei seiner Annäherung die Belagerung auf, zieht ihm entgegen, schlägt ihn und zwingt ihn, Mitte August nach Trient zurückzukehren. Dann beginnt er die Einschließung von neuem. Im September versucht Wurmsfer zum zweiten Male Mantua zu entsetzen, nicht stärker an Zahl als das erste Mal. Durch sehr geschickte Manöver zwingt ihn Bonaparte, nachdem er ihn am Gardasee geschlagen, in die Festung selbst hineinzu ziehen, so daß er jetzt den General Wurmsfer in Mantua belagert.

Um so mehr strengt Oesterreich sich an, die Festung zu entsetzen.

Am 31. October dringen Alvinczy und Davidovich mit 45,000 Mann zu diesem Zwecke durch Triaul und Tyrol hervor. Bonaparte siegt bei Arcole in dreitägigen Kämpfen, den 15., 16. und 17. November, über Alvinczy und vier Tage später über Davidovich. Ein Beobachtungscorps, welches er vor Mantua zurückgelassen, verhindert einen etwaigen Ausfall Wurmsers.

Die Einschließung Mantua's dauert fort.

Am 16. December erscheint Alvinczy noch einmal, mit 80,000 Mann aus Tyrol vordringend.

Auch dieser Entsatzversuch endet mit einer Niederlage des österreichischen Generals trotz eines Ausfalls, welchen Wurmsers versuchte, und in Folge davon capitulirt der Letztere in Mantua am 2. Februar 1797.

Die Festung war acht Monate lang belagert worden, erstürmt ward sie nicht, sie capitulirte, weil keine Aussicht auf Entsatz vorhanden war. Zu ihrem Entsatz waren nach einander vier Heere ausgesandt und zum größeren Theil ruinirt worden, welche vereint im Stande gewesen wären, die Franzosen aus Italien ganz zu verdrängen.

Bonaparte erhielt jetzt bedeutende Verstärkungen und marschirte in Folge dessen direkt auf Wien los.

An diesem Zuge würde ihn Mantua als Festung auch vorher nicht gehindert haben, er hatte es nicht belagert, weil es etwa seinen Weg hemmte, sondern aus den weiter oben angeführten, zum größeren Theil politischen Gründen. So war Mantua also in einer Ausnahmestellung und kann unter den Beispielen von Festungen, welche zur Vertheidigung eines Landes gedient haben, nur bedingungsweise in Betracht kommen. Dieser isolirte Posten ward die Veranlassung zu den Verlusten von Heeren, welche bei Vertheidigung der carnischen Alpen weit nützlich gewesen wären, wenn Bonaparte überhaupt gewagt hätte, so weit vorzudringen.

Erst auf dem syrischen Zuge Bonaparte's im Jahre 1799 begegnen wir dann zunächst wieder einer hartnäckigen Belagerung. Die Festung Acre an der Küste Palästina's ward von dem berühmten Feldherrn vom 16. März bis 19. Mai vergeblich auf das heftigste beschossen und bestürmt. Die Türken waren noch hartnäckiger als Bonaparte, und er mußte die

Belagerung aufgeben. Doch ist dieses Beispiel sowohl der Kleinheit der aufgewandten Mittel — die Expedition nach Syrien war nur 13,000 Mann stark — als auch des abenteuerlichen Charakters dieses ganzen ägyptischen Feldzuges wegen für europäische Verhältnisse nicht maßgebend.

Die Belagerung Genua's im Jahre 1800, welche sechs Wochen dauerte und mit der Capitulation Masséna's endigte, ist dann nur ein Beispiel dafür, daß eine Festung ohne sonderlichen Einfluß auf die Operationen blieb. Die Franzosen hatten ganz Oberitalien nach Bonaparte's Entfernung verloren, hülften, wie erwähnt, auch Genua, ihren letzten Stützpunkt, ein, und zehn Tage später gewannen sie durch die überraschende Ankunft Bonaparte's und die darauf folgende Schlacht bei Marengo Alles wieder.

Im Jahre 1805 spielt die Festung Ulm im Beginn des Feldzugs Napoleons gegen die österreichisch-russischen Heere eine Rolle dadurch, daß sie dem Lande, welches sie schützen soll, verhängnißvoll wird.

Der österreichische General Mack hatte die Aufgabe, sich dem Vordringen Napoleons so lange entgegenzustimmen, bis der russische General Kutusow herangekommen sei und es möglich werde, dem französischen Heere, welches 160,000 Mann stark war, eine genügende Heeresmasse gegenüberzustellen.

General Mack stützte sich zur Erfüllung dieser Aufgabe auf die Festung Ulm, welche ihm die Operation auf beiden Donauufern ermöglichte.

Napoleon aber passirte mit einem Theile seines Heeres die Donau unterhalb Ulm, keilte eine beträchtliche Masse zwischen die Oesterreicher und die bereits heranrückenden Russen, benutzte sehr geschickt den Fehler, welchen Mack dadurch beging, daß er zu spät von Ulm aufzubrechen beschloß, und nahm das österreichische Heer in Ulm gefangen. (Vergl. S. 375.)

So ist diese erste Hälfte des Feldzugs von 1805 ein schlagendes Beispiel dafür, daß eine günstig gelegene Festung durch das Ungeschick des Feldherrn, welcher noch in den Traditionen eines überwundenen Standpunktes der Kriegskunst steckt, anstatt dem Lande zu nützen, die Veranlassung zu einer Niederlage wird.

Der Feldzug 1806 und 1807 ist in Bezug auf Festungen der direkte Gegensatz zu den Jahren 1792 und 1793.

Mit einer einzigen großen Schlacht, bei Jena, entscheidet sich 1806 Preußens Schicksal. Die

zahlreichen preussischen Festungen kapituliren, ohne Napoleons Vordringen nach Nordosten aufzuhalten; nur Graudenz und Kolberg leisteten Widerstand auch bis nach Besiegung der Preußen und Russen jenseit der Weichsel. Die patriotische Hartnäckigkeit dieser Festungen ist aber nur von moralischem Werth für Preußen; in den strategischen Operationen spielen sie keine Rolle.

In dem schweren Kriege von 1809 wird Oesterreich vollständig niedergeworfen und nach allen Richtungen hin von französischen Heeren durchzogen, ohne daß von Belagerung und Eroberung einer Festung auch nur die Rede wäre.

In den spanischen Kriegen von 1808 — 1814 fand die viel genannte Belagerung von Saragossa statt. Zweimal im Jahre 1808 angegriffen, widerstand diese offene Stadt, deren Festigkeit in ihrer Lage zwischen den Flüssen Ebro und Guerva besteht, der ersten Belagerung siegreich und erlag der zweiten im Anfange des Jahres 1809. Aber die Berühmtheit dieser Belagerung ist hauptsächlich dem in Liedern gefeierten „Mädchen von Saragossa“ zuzuschreiben, und nicht anders als die Vertheidigung Kolbergs für Preußen kann die Vertheidigung Saragossa's für Spanien wohl ein Denkmal des Heldenthums seiner Bürger sein, aber ein Beispiel der Bedeutung einer Festung für die Sicherstellung des Landes bietet sie nicht. In Spanien waren die französischen Heere schon bis zum Süden vorgebrungen, als um die patriotische Stadt gekämpft ward, welche im Nordosten des Landes liegt. Die wirklichen Festungen Figueras, Barcelona, Pampuna und San Sebastian kamen ohne Kampf in feindliche Gewalt.

Im Gegensatz hierzu waren die Festungen Ciudad Rodrigo, Almeida und Badajoz in dem Kriege, welchen Wellington gegen die französischen Marschälle auf der iberischen Halbinsel führte, von großer Bedeutung. Sie sind ein Beleg für die Wichtigkeit der Festungen, wo es sich um das Gewinnen von Terrain handelt, wo die Gestaltung des Landes und der Charakter seiner Bewohner Einzeloperationen mit Guerrillakrieg verbunden gestatten oder nothwendig machen, wo der Feind, welchen man nicht mit großen Schlägen zu vernichten hoffen darf, allmählig aufgerieben und verdrängt werden soll.

Der große russische Krieg im Jahre 1812 hat kein Beispiel einer Belagerung aufzuweisen. Die Kriege der Jahre 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich zeigen nur die Ver-

theidigung Danzigs und der besetzten Stadt Dresden von Seiten der Franzosen im Jahre 1813. Deren Kommandanten, Rapp und St. Cyr, schlossen Kapitulationen ab, als Napoleons Schicksal sich in offenen Feldschlachten entschieden hatte.

Das Ende der Napoleonischen Kriegsperiode ist durch Belagerungen ebenderselben Festungen bezeichnet, welche in den Kriegen 1792 und 1793 Hauptsache waren. Aber im Jahre 1815 werden sie belagert und genommen, nachdem der eigentliche Krieg zu Ende ist und Napoleon bereits abgedankt hat. Der Prinz August von Preußen bemächtigte sich in den Monaten Juli, August und September der Festungen Maubeuge, Landrecy, Philippville, Rocroy, Givet, Sedan, Metz, Mezières und Montmédy; der Prinz von Hessen-Homburg brachte mit der preussischen Garnison von Luxemburg die Festung Longwy zur Kapitulation. Die Mainzer Garnison schloß Landau ein und beobachtete Bitsch. Die Russen schlossen Thionville, Saarlouis und Soissons ein und beobachteten Metz; doch trafen sie einfach mit den Kommandanten dieser Plätze das Uebereinkommen, sich gegenseitig ruhig zu verhalten, bis zur definitiven Ordnung der politischen Verhältnisse. In ähnlicher Weise benahmten sich die Oesterreicher gegenüber den Festungen Straßburg, Besançon, Neuf-Breisach, Fort Mortier und Hüningen. Von diesen ward nur der letzte Platz wirklich belagert.

Preußen hatte bei seinem Verfahren hauptsächlich den Zweck, auf dem bevorstehenden Friedensabschluß seine begründeten Ansprüche durch wirklichen Besitz wichtiger Länderstrecken unterstützen zu können. Von strategischen Vortheilen, welche alle diese Belagerungen und Einschließungen hätten bringen können, konnte jedenfalls nach der Abdankung Napoleons und dem damit ausgesprochenen Ende des Krieges für keine der streitenden Mächte die Rede sein.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Napoleonische Kriegsperiode die Festungen überhaupt in Mißkredit gebracht hatte; verschwindend klein ist der Antheil, welchen sie an den großartigen Kriegen dieser Periode nahmen. Nachdem aber die extreme Ansicht, Festungen seien überhaupt unnütz, sich gemildert hatte, machte sich die Theorie geltend, nicht kleine Festungen in großer Menge und in Gordonlinien ausgedehnt seien praktisch, sondern wenige, aber große Festungen; und besonders solle man große Städte besetzen. Die starken

Befestigungen dieser großen Plätze würden, so war die Meinung, den Feind hindern, sie zu ignoriren und im Rücken zu lassen. Auch Hauptstädte sollten nach dieser Theorie besetzt werden, damit nicht durch leichte Einnahme derselben der Krieg entschieden werden könne, wie es so oft auf diese Weise unter Napoleon geschehen war. Paris ist aber bis heute das einzige Beispiel, daß diese Theorie in die Praxis übergegangen ist.

Indessen lieferte schon der russisch-türkische Krieg in den Jahren 1828 und 1829, der erste Krieg nach 1815, neue lehrreiche Momente zur Beurtheilung der Festungsfrage und zeigte durch den Augenschein die große Wichtigkeit, welche unter Umständen auch eine Kordonlinie von festen Plätzen haben kann, ohne daß sie sehr groß zu sein brauchen.

Der genannte Krieg drehte sich fast lediglich um Festungen und ist besonders deshalb interessant, weil die Kriegführung des Angreifers, der Russen, in beiden Jahren durchaus verschieden war, und, dem jedesmaligen Hauptzweck des Feldzugs entsprechend, die Festungen ganz verschieden behandelt wurden.

Der Krieg war ein Eroberungskrieg von Seiten Rußlands gegen die Türkei und ward auf dem Schwarzen Meere und in den Ländern östlich und westlich desselben zugleich geführt.

Im Jahre 1828 führte Rußland den Krieg methodisch, seine Streitkräfte waren verhältnißmäßig nicht sehr bedeutend, und Zweck des Feldzugs war, Terrain und wichtige Plätze an der Donau und am Schwarzen Meere sowie in den kaukasischen Grenzländern zu gewinnen.

Deutlich ist hier der Unterschied zwischen einem Kriege zu erkennen, welcher des Friedens wegen, und dem Kriege, welcher der Eroberung wegen geführt wird.

Schritt vor Schritt rückten die russischen Heere in Europa und in Asien vor. Im erstern Welttheil ward von Mai bis Mitte Oktober um Braila, Isaktscha, Tultscha, Hirsowa, Kustendtsche, Silistria, Schumla und Varna gekämpft, und alle diese kleinen und größeren Plätze wurden ausgezeichnet von den Türken vertheidigt. Das Resultat für die Russen war hier lediglich der Besitz von Varna, alle übrigen bereits gewonnenen Punkte räumten sie im Oktober, um Winterquartiere auf dem linken Donauufer zu beziehen.

In Asien war die Einnahme von Karz und Achalzi der Gewinn des Feldzugs.

Im Jahre 1829 aber waren die Verhältnisse anders. Die übrigen Mächte erkannten die

der Türkei drohende Gefahr und wurden besorgt. Ein methodischer Krieg hätte vielleicht die Oesterreicher oder die Franzosen auf den Kriegsschauplatz gelockt.

Rußland hielt es für klüger, in möglichst kurzer Zeit einen Erfolg zu erringen, welcher imponirte, um dann einen vortheilhaften Friedensschluß herbeizuführen.

Man brachte deshalb das Heer in Europa auf 160,000 Mann, und der General Diebitsch ging nun, nachdem er durch die Eroberung Silistria's sich an der Donau festgesetzt hatte, ohne sich weiter mit Belagerungen aufzuhalten, direkt auf Konstantinopel los, über das Balkangebirge.

Die Türken hatten ihr Heer bei Schumla koncentrirt und erwarteten dieselbe Kriegsführung wie im vorigen Jahre. Ueberrascht durch Diebitsch' Kühnheit, entschloß sich Reschid Pascha, dem Feinde, als dieser bereits über den Balkan war, zu folgen. Dies bewog Diebitsch zur Umkehr; er schlug den Pascha bei Selimno und setzte dann wieder seinen Marsch nach Süden fort. Da sein Heer jedoch auf 20,000 Mann zusammengeschmolzen war, machte er in Adria-nopel Halt und freute sich, auf die Friedensvorschlüge der Großmächte eingehen zu können.

Der Krieg dieser beiden Jahre beweist den großen Nutzen der Festungen unter gewissen Verhältnissen und bietet zwei frappante Beispiele. Er zeigt, daß Festungen alsdann von größtem Werthe zur Vertheidigung des Landes sind, wenn sie so liegen, daß der Angreifer gezwungen ist, sie alle oder doch zum Theile zu nehmen. Das war in diesem Kriege der Fall und war es in derselben Weise auch im Kriege 1853 und 1854, wo gleichfalls Rußland erobernd über die Türkei herfiel.

Der Weg nach Konstantinopel führt über die Donau und das Balkangebirge, zwei bedeutende Hindernisse. Die Donau mit unzähligen Nebenarmen, durch Seen und Moräfte dem Schwarzen Meere sich zuwälzend, ist an den wenigen Stellen, wo sie in der Nähe ihrer Mündungen zu passiren ist, mit Festungen besetzt, und diese müssen genommen werden, um den Uebergang sowohl auf dem Vormarsch als auf dem Rückmarsch zu sichern. Wollte der Angreifer diese Festungen umgehen und weiter oberhalb den Strom passiren, so würde der Umweg so bedeutend werden, daß andere große Nachtheile für ihn entstünden.

Aber nicht allein der Stromübergänge wegen muß der Angreifer sich hier zum mindesten

einer Festung versichern, sondern auch des Balkanübergangs wegen darf er kein bedeutendes feindliches Corps in den Festungen hinter sich lassen, er müßte denn so überlegene Streitkräfte haben, daß er jene cerniren und doch noch vorrücken könnte. Eine Schlappe jenseit des Balkan müßte ihn in die Gefahr bringen, auf dem Rückzuge im Gebirge aufgehalten und vernichtet zu werden.

General Diebitsch versäumte denn auch nicht, sich wenigstens Silistria's zu versichern, ehe er den 60 Meilen langen Weg von der Donau nach Konstantinopel antrat, und das Wagesstück, die übrigen Festungen und das besetzte Lager bei Schumla zu ignoriren, hätte ihn trotzdem zu Grunde gerichtet, wenn es nicht eben die Türkei gewesen wäre, gegen welche er kriegte.

Hätten die Türken aber ihre Festungen nicht gehabt, so würden sie die Russen, welchen sie im offenen Felde nicht zu widerstehen vermochten, gewiß schon 1828 in Konstantinopel gesehen haben.

Gleich wie die Türken durch die Donaufestungen, ward Oesterreich durch das Festungsviereck in Italien geschützt. Im Jahre 1848 wurden Peschiera, Mantua und Verona, vorzüglich besetzt und einander unterstützend, die Rettung des Radezky'schen Heeres und damit des italienischen Besitzes für das Kaiserreich.

Von dem Aufstande der Lombardei, dem Abfall Venedigs und der eigenen italienischen Regimenter auf der einen Seite, und auf der andern durch das piemontesische Heer unter Karl Albert bedroht, zog sich Radezky nach Verona hinein und ließ Mantua und Peschiera zunächst von den Besatzungen vertheidigen. Es gelang ihm, Karl Albert, als dieser sich Verona näherte, bei S. Lucia zu schlagen, er eroberte von hier aus die abtrünnigen Städte Vicenza, Padua und Treviso wieder, überfiel die Piemontesen, als sie Mantua belagerten, und schlug sie bei Custozza zurück. Zwar war Peschiera verloren gegangen, aber es hatte doch viel genützt, weil Karl Albert sich im Beginn des Feldzugs mit Belagerung dieser Festung aufgehalten hatte. Als Gesamtergebnis ergibt sich, daß die Festungen wegen ihrer begünstigten Lage und ihrer klugen Benutzung von Seiten Radezky's sowohl in der Defensiv als in der Offensiv bedeutenden Antheil an Oesterreich's Siege hatten. Daß im Kriege 1859 gegen Italien und Frankreich dieselben Festungen ganz außerhalb der Operationen blieben, war die Schuld der fehlerhaften Führung; sie hätten den Sieg für Oester-

reich entscheiden können, wie sie im Jahre 1866 eine siegreiche Schlacht wiederum bei Custozza herbeiführten.

Im Kriege Oesterreich's gegen Ungarn 1849 zeigten Ofen, Temesvar und vorzüglich das sehr günstig gelegene Komorn den großen Vortheil fester Plätze für ein Heer, welches sich vertheidigt. Doch muß man die Kämpfe um diese Festungen mit der Erwägung betrachten, daß dieser Krieg den eigenthümlichen Charakter der Niederwerfung eines Aufstandes hatte, daß von allen Seiten Oesterreicher und Russen in Ungarn eingedrungen waren und diese Festungen wohl Stützpunkte einer kräftigen Gegenwehr auf getrennten Punkten, aber auch eben nur isolirte feste Punkte waren, ähnlich den Festungen in Spanien in den Jahren 1808 bis 1812. Komorn kapitulirte zuletzt, als Ungarn's Widerstand gebrochen war, spielte also keine entscheidende Rolle.

Im Jahre 1849 entschied die dänische Festung Fredericia den Feldzug der Dänen gegen Deutschland zu Gunsten Dänemarks. Aber Niemand wird daran zweifeln, daß sowohl die Festung als die Dänen an diesem Resultat das geringere Verdienst hatten. Das Benehmen der Truppen des deutschen Bundes war so sehr geeignet, den Dänen eine Konzentration in Fredericia und einen Ueberfall der Schleswig-Holsteiner zu ermöglichen, daß man der Festigkeit der Festung keinen Antheil an den Ereignissen einräumen kann. Im Jahre 1864 war dieselbe Festung Nebenache; sie ward von den Dänen nach kurzer Beschießung seitens der Preußen und Oesterreicher und während der darauf folgenden Einschließung auf der Landseite verlassen, ohne daß ein Grund hiezu anzufinden wäre.

Der große Kampf der Westmächte, der Türkei und Piemonts gegen Rußland drehte sich in seinem zweiten, dem Hauptabschnitt, fast lediglich um Sebastopol. Trotzdem kann man aus diesem Kriege nicht sowohl Belege für die Wichtigkeit der Festungen, als für die Bedeutung besetzter Häfen ziehen. Sebastopol war ein Kriegshafenplatz, welcher zum Schutze der Flotte im Schwarzen Meere, nicht zur Vertheidigung des Landes diente. Die Allirten griffen die Festung zum Theil in der Absicht an, die Flotte zu vernichten, zum Theil aber nur, weil sie keine andere verwundbare Stelle an Rußlands Grenze aufzufinden vermochten. Ein Vordringen nach Zerstörung der Festung konnte nicht in ihrem Plane liegen. Daß nun der Krieg zu solcher Größe aufschwoll, daß er zu einer Verschwendung von Menschenleben und Geld führte, deren

das Objekt nicht werth war, ist in der fehlerhaften, planlosen Führung auf beiden Seiten begründet.

Die Eroberung von Kars seitens der Russen während des Jahres 1855 ist eher als Beispiel aufzuführen. Der Besitz dieser Festung sicherte Rußlands Uebergewicht auf dem asiatischen Kriegsschauplatz.

Die Vertheidigung von Gaëta im Jahre 1860 war ein Kampf um den letzten Stützpunkt, welchen der Besiegte in seinem vollständig unterworfenen Reiche besaß, eine hoffnungslose Gegenwehr bis auf den letzten Augenblick.

Nach den Erfahrungen der letzten achtzig Jahre, die so reich an großen und blutigen Kriegen waren, sind also da, wo ein wohlüberlegter und energischer Angriff stattfand, sehr selten die Festungen des angegriffenen Landes im Stande gewesen, die Defensiv in der Weise zu kräftigen, wie es im Verhältniß zu den aufgewandten enormen Kosten erforderlich gewesen wäre. Die in Festungen verbauten Summen würden, auf die Verbesserung der Heereseinrichtungen verwandt, wohl immer ein größeres Resultat erzielt haben. Nur dort sind Festungen von wesentlichem Nutzen gewesen, wo sie in begünstigter Lage ein Bollwerk bildeten, welches zu umgehen der Angreifer nicht im Stande war, und wo sie in ihrem Zusammenhange Defileen bildeten, in welchen dem Defensiven der Vortheil blieb.

Solche Bedeutung hatte das Festungsviereck für Oesterreich gegen Italien und haben die Donaustellungen für die Türkei gegen Rußland. Bei einer zweckmäßigen Vertheidigung sind solche Festungslinien von unberechenbar hohem Werth, sie können die Widerstandsfähigkeit eines Heeres verdoppeln und verdreifachen.

Deutschland hat eine solche Festungslinie zu seinem Schutze nicht. Die Grenze gegen Frankreich, wie sie seit Jahrhunderten gewesen ist, gestattete immer den Einbruch der französischen Heere, und diese wußten stets den Kriegsschauplatz auf deutschen Boden zu verlegen. Freilich sind durch die großen und starken Festungen Mainz, Koblenz und Köln die Hauptwege vom Rhein nach dem Innern versperrt, aber von Hünningen bis Nastatt bietet Deutschland eine offene Seite, und die Länder auf dem linken Ufer sind nicht durch feste Plätze gedeckt. Der Krieg von 1870 ist der erste seit der räuberischen Wegnahme Lothringens und des Elsaßes, in welchem es den deutschen Heeren gelungen

ist, gleich von Beginn der Feindseligkeiten an den Nachtheil der militärischen Lage durch überlegene Führung auszugleichen und ihn sogar in Vortheil zu verwandeln. Die treue Brust seiner Söhne ist Deutschlands starke Burg gewesen. Aber die unbeschützte Lage so großer Landstriche auf dem linken Rheinufer bleibt immer ein Nachtheil gegenüber dem Feinde, welcher in Straßburg und Metz gleichsam Ausfallsthore gegen Deutschland besißt.

Ein Schutz auf dieser stets gefährdeten Grenze ist nur dadurch herzustellen, daß diese großen und starken Festungen zu Hauptbollwerken und vornehmsten Plätzen einer Sicherstellung in den wiedereroberten Provinzen umgeschaffen werden, einer Sicherstellung, welche im Süden Belfort als Thor des offenen Rheinthales und im Westen die Maaslinie mit Sedan, Stenay und Verdun hütete.

Diese Plätze, mit starken Garnisonen besetzt, würden so drohend für Frankreich dastehen, daß es auch in seiner Wiedererstarbung nach den jetzigen Niederlagen an einen Angriff nicht denken dürfte. Denn nicht allein würden sie das feindliche französische Heer, welches vermeiden wollte, direkt gegen die Festungen zu marschiren, auf den Weg zwischen Straßburg und Metz in der Richtung auf die bayerische Pfalz verweisen und somit die Rückzugslinie desselben von zwei Seiten bedrohen, sondern es würde auch bei solchem Operiren des Feindes die Gefahr eines Vordringens von Sedan und Stenay aus gegen Paris nahe liegen.

Schon Wilhelm von Humboldt, als zweiter Bevollmächtigter Preußens in den Friedensverhandlungen von 1815, erklärte als die folgerichtigste Methode, um die Nachbarn Frankreichs sicher zu stellen, eine Grenzbestimmung, welche diejenigen festen Plätze Frankreichs, deren es sich als Angriffspunkte bedient habe, zu Vertheidigungsmitteln eben jener Nachbarn mache.

A. Niemann.

Die Benutzung des Sieges. „Du verstehst zu siegen“, sagte vor zweitausend Jahren zu Hannibal, dem karthagischen Feldherrn, sein Reiterführer Maharbal, „aber Deinen Sieg zu benutzen verstehst Du nicht.“ Es war nach der Schlacht bei Cannä, der furchtbarsten Niederlage, welche die Römer je erlitten. Rom zitterte, schon erscholl der Schreckensruf: „Hannibal vor den Thoren!“ womit noch lange die römischen

Mütter ihre schreienden Kinder stille machten — aber Hannibal griff Rom nicht an, sondern zog von Apulien, wo er jenen Sieg gewonnen, Rom umgehend, nach der Westküste Italiens, wo er seine Truppen in Winterquartiere verlegte. Darum war eben der zürnende Reiterführer in jene Worte ausgebrochen. Wohl mag ihm der Feldherr seine Gründe gesagt haben, die ihn bestimmt, den Angriff auf Rom zu unterlassen, die Geschichte hat sie aber nicht verzeichnet, denn über die punischen Kriege ist keine tarthagische Quelle vorhanden, sie sind nur von Römern beschrieben.

Maharbars Vorwurf hat im Laufe der Zeiten gar manchem Feldherrn gemacht werden können, er klingt auch in die neuern Kriege hinüber. Und doch ist es nicht der bloße Sieg auf dem Schlachtfelde, der Gewinn einer Position, der Rückzug des Feindes, der einer Schlacht entscheidende Bedeutung gibt, sondern „der wirkliche Erfolg eines Sieges“, wie mit Recht gesagt worden ist, „liegt erst hinter dem letzten Kanonenschusse, der auf der Wahlfahrt gefallen ist“. Dann erst in der energischen Verfolgung werden die Trophäen des Sieges, wenn deren auch schon während des letzten Kampfes der Entscheidung viele in unsere Hände gefallen sind, im reichsten Maße eingesammelt: Gefangene vorzüglich, auch Geschütze, Kriegsmaterial aller Art, Trains mit werthvollen Dingen, Bagage, im Glücksfall auch eine Kriegskasse. Aber mit dieser unmittelbaren Verfolgung noch nicht genug, die weiter gehende muß dem geschlagenen Feinde keine Rast gönnen, ihm nicht Zeit geben, seine aufgelösten Truppen wieder zu sammeln, zu ordnen und in schlagsfertigen Stand zu setzen. Die Benutzung des Sieges in einer offenen, sogenannt rangirten Schlacht muß bis zur Vernichtung, wenigstens bis zur Zertrümmerung der feindlichen Streitmacht gesteigert werden, dann erst wird eine Schlacht zur Entscheidungsschlacht für den ganzen Krieg und der Gegner muß den Widerstand aufgeben, weil er ihn nicht länger fortsetzen kann, er muß sich den Friedensbedingungen des Siegers unterwerfen.

Das ist nun freilich das Ideal einer Siegesbenutzung, welches in der Wirklichkeit selten erreicht wird: Hemmungen aller Art treten ein, nicht bloß taktischer oder strategischer Natur, sondern auch politische Rücksichten, die leidige Einmischung fremder Mächte. Es gibt in der Kriegsgeschichte nur wenige Beispiele einer vollkommenen Benutzung des Sieges.

Um sie zu charakterisiren, versetzen wir uns zuerst auf das Schlachtfeld, wenn die Krisis ein-

tritt, die Waagschale des Sieges sich auf eine Seite zu neigen beginnt. Dieser Moment ist oft schwer zu erkennen, dazu gehört ein gekübter und scharfer Feldherrnblick, eine geistige Beherrschung der Situation. Zeichen der Krisis beim Feinde sind, wenn an einzelnen Brennpunkten des Kampfes sein Feuer schwächer wird, wenn er hier und da Terrain verliert und Angriffsbewegungen, die er mit einzelnen Abtheilungen unternimmt, schwankeud geschehen oder ganz in das Stoden gerathen, wenn unsere Truppen an einigen wichtigen Stellen entschiedene Vortheile erringen, dann wird es Zeit sein, die bisher intakt, d. h. außer Gefecht gehaltenen Reserven zum letzten vernichtenden Schlage in die Schlacht zu werfen. Es ist gesagt worden: „Derjenige, welcher die letzten Reserven in der Hand behält, wird siegen“. Uebervorsichtige Feldherren, dieses Ausspruchs eingedenk, lassen sich dadurch bestimmen, mit dem Gebrauch ihrer Reserven allzu lange zu zaudern und den rechten Moment, den sie noch immer nicht gekommen glauben, zu versäumen. Sie berauben sich dadurch, wenn sie auch siegen, der schönsten Erstlingsfrucht ihres Sieges. Wohl sind Hauptschlachten gewonnen worden, auch ohne daß die Reserve ins Feuer gekommen ist, wie Napoleon bei Borodino siegte, ohne seine Garde zur Entscheidung benutzt zu haben. Aber war der Sieg so entscheidend, wie er hätte werden können? Die Kavallerie, vier große Corps, hatte der Kaiser mit in die Schlachtlinie gestellt, wo sie stundenlang dem Feuer ausgesetzt hielt und die ungeheuersten Verluste erlitt: aus welchen Gründen er das gethan, ist vielfach von einsichtsvollen Reitergeneralen, wie Roth von Schreckenstein, erwogen, aber nicht aufgeklärt worden, wie auch das Räthsel ungelöst geblieben ist, warum Napoleon nicht zuletzt durch seine Garden die Schlacht, in der ihm endlich die Russen Stand gehalten, zu einer Vernichtungsschlacht gemacht hat.

Die Kavallerie war zu einer nachdrücklichen Verfolgung nicht geeignet, dazu waren auch die Russen trotz ihrer großen Verluste nicht erschüttert genug. Kutusow meldete sogar nach Petersburg, daß er siegt habe, und erst der Verlust von Moskau widerlegte später die Lüge. Der Meister der Kriegskunst, welcher eigentlich der Erste gewesen, der den Gebrauch der Reserven und die Benutzung des Sieges verstanden hat, ist bei Borodino nicht auf der Höhe seines Feldherrn-genies gewesen.

Schlachten kann man also gewinnen auch ohne die Reserven, aber den Sieg benutzen nicht.

Die Truppen, welche die Schlacht durchgekämpft und zuletzt entschieden haben, sind in einem so durch Verluste geschwächten und auch erschöpften Zustande, daß sie wohl von Siegesfreudigkeit hingerissen die unmittelbare Verfolgung des stehenden Feindes mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte noch eine Weile fortsetzen, aber sie müssen bald davon ablassen, weil sie nicht weiter können. Auch ist bei lange anhaltenden Schlachten, wie bei Königgrätz, die taktische Ordnung zuletzt vielfach gelöst, die Truppentheile sind theilweise durch einander geschoben, namentlich haben sich bei dem stundenlangen Gefecht in Wäldern und um Dörfer, das meist in Kompagniecolonnen und zerstreuter Fechtart geführt wird, die Mannschaften verschiedener Abtheilungen gemischt. Zu einer planvollen energischen Verfolgung auf längere Dauer sind diese Truppen, ohne vorher wieder geordnet zu sein, nicht geeignet. Dazu müssen frische geschonte Kräfte aus der Reserve eintreten. Ist diese nur, wie es die jetzigen Gefechtsverhältnisse fordern, weit zurückgehalten, bis sie gebraucht wird, und hat man sie nicht wenigstens im Momente der Entscheidung, wenn man sie dazu nicht verwenden wollte, näher herangezogen, so kommt sie zur wirksamen Verfolgung zu spät. Der Feind, der im Bewußtsein der Niederlage sich mit Anspannung aller Kräfte zu retten sucht, hat schon einen zu weiten Vorsprung gewonnen, und wenn auch eine schnelle Kavallerie seine letzten Abtheilungen, die Arrièregarde, welche seinen Rückzug deckt, noch einholen und ihr noch einige Verluste zufügen kann, im Ganzen und Großen wird sie ihm, besonders wenn er wieder günstige Terrainabschnitte gewinnt und eine noch gefechtsfähige Artillerie hat, den Gnadenstoß, der ihn zertrümmert, nicht geben können. Dazu gehört, daß die Verfolgung ohne allen Zeitverlust geschieht, und nicht von Kavallerie und reitender Artillerie allein, sondern auch mit Unterstützung nachrückender Infanterie. Diese Truppen müssen aus der noch frischen Reserve gegeben werden, die nun zur Avantgarde des ganzen siegreich im Vorrücken begriffenen Heeres wird.

Zuerst sßt die Kavallerie, die sich wegen ihrer Schnelligkeit und des Schreckens, den sie unter demoralisirten Flüchtlingen verbreitet, dem Feinde mit der blanken Waffe im Nacken. Man mag von der Allgewalt der modernen Feuerwaffen noch so fest überzeugt sein, die Staudhaftigkeit der Truppen bewundern, die im stundenlangen Feuergefecht aushalten, oder den hohen Muth, der im Angriff sich unter dem verhee-

rendsten Feuer nicht aufhalten läßt, wie unsere deutschen Truppen im französischen Kriege 1870, so wird das Gefühl der persönlichen Gefahr immer größer sein, wenn man den Feind, den man im Feuergefecht nur in der Entfernung, zuweilen hinter Deckungen oder in Schützengräben gar nicht sieht, nun lebhaftig in nächster Nähe erblickt und jeder Einzelne seinen Mann findet, mit dem er Brust an Brust zu kämpfen hat. Daher noch heut der unbefrittene moralische Eindruck, den das plötzliche Erscheinen der Kavallerie, ihr stürmischer Angriff mit ausgelegter Hiebwaaffe oder gefällter Lanze macht. Ist nun gar die Truppe, welcher der Angriff gilt, schon aufgelöst, ihres moralischen Elements verlustig gegangen, so begreift man, wie ein panischer Schrecken sich ihrer bemächtigt und die Flüchtenden, da sie den Pferden doch nicht entrinnen können, die Gewehre wegwerfen und sich schaarenweise zu Gefangenen ergeben. In der Schlacht von Kesselsdorf sprengte der General von Zasmund unter die Flüchtigen, „reprochirte ihnen“, wie er in seinem Berichte sagt, „ihre Lâcheté, sich von wenigen Husaren wie die Schafe abschlagen zu lassen“, stieß „einem Kerl, der gar nicht stehen wollte, die Fuchtel (den Degen!) bis an das Stiehblatt in den Leib“ — vergebens! Bei der Verfolgung, also nach der Schlacht, hält die Kavallerie erst ihre reiche Ernte. Die Thatsache, daß unter dem entervenden Gefühl der Niederlage meist aller Widerstand unter einer demoralisirten, wenn auch im Verhältniß zu ihren Besorgern noch so starken Schaar aufhört, ist eine jener psychischen Erscheinungen, die sich zu allen Zeiten wiederholt haben. Darans erklärt sich auch in den Schlachten des Alterthums jener oft staunenswerthe Unterschied zwischen Siegern und Besiegten. Auf der Wahlstatt war der Verlust da, wo ebenbürtige Gegner mit ziemlich gleicher Bewaffung einander gegenübertraten, auf beiden Seiten meist ziemlich gleich. Die Griechen kämpften in ihrer Hbalanz möglichst geschlossen mit dem Speer, und erst wenn die feindliche Ordnung gebrochen war und sie in den Feind eindringen, griffen sie zum Schwert, weil der lange Speer im engen Handgemenge nicht mehr zu brauchen war; bei den Römern, die auf der Höhe ihrer Kriegskunst unter Cäsar gar keine Speere mehr führten, war nur der Schwertkampf üblich, den sie jedoch im Anlauf gegen den Feind durch eine schwere Wurfwaaffe, das Pilum, auf kurze Entfernung geschleudert, vorbereiteten. Jedenfalls war es immer der Kampf Mann gegen Mann, der in den

Schlachten wüthete: die Fernwaffen des leichten Fußvolks, Bogen, Schländern, Wurfspeise, wurden nur als Vorspiel und mit geringer Wirkung gebraucht. So mußten die Schlachten sehr blutig werden, und der Theil, welcher besiegt dem Feinde den Rückenehrte, konnte sich von ihm, mit dem er handgemein gewesen, schwer losmachen, auf der Flucht wurden dann noch Tausende erschlagen. Gnade kannte der Sieger nicht, wer besiegt war, hatte das Leben verwirkt, Gefangene wurden selten gemacht. Als Cäsar die pompejanischen Kohorten, die sich nach der verlorenen Schlacht bei Pharsalus gerettet hatten, aus einer festen Stellung in die andere verfolgt und endlich durch Abschneiden des Wassers zur Ergebung genöthigt hatte, erregte es Staunen, daß er ihnen das Leben schenkte. Es war eine Benützung des Sieges ganz gegen alle herkömmliche Kriegsmannier, aber der sieghafte Imperator gewann durch seine Milde mehr, als er durch Vernichtung der in seine Hand gefallenen Krieger gewonnen haben würde: er fesselte sie mit unlöslichen Banden an sich.

Heut werden die Besiegten, welche um Parndon bitten und ihre Waffen niederlegen, geschont und zu Gefangenen gemacht. Die Franzosen haben aber zuweilen diese Schonung treulos vergolten, und wenn der Sturm der Kavallerie, der sie sich ergeben, zu weiterer Verfolgung über sie hinweggebraust war, ihre zur Erde geworfenen Gemehre wieder ergriffen und hinterdrein geseuert. So 1813 in der Schlacht bei Möckern, so 1870 in der bei Mars-la-Tour oder Bionville, wie sie auch genannt wird. Dann freilich gibt kein Erbarmen mehr, Alles wird niedergehauen. Bei Möckern unternahm die Strafe für die Treulosigkeit die lithauischen Dragoner unter ihrem Führer, dem „tolleu“ Platen, hier bei Metz die Piethenschen Husaren, welche selbst große Verluste erlitten hatten. Solche Fälle gehören aber zu den Ausnahmen. Die Kavallerie bringt auf der Verfolgung Massen von Gefangenen ein.

Mein reicht aber die Reiterei, welche meist in aufgelöster Ordnung verfolgt, nicht aus, um den Widerstand geschlossener Abtheilungen, die sich noch finden, oder schnell bilden, zu brechen. Deshalb wird sie von reitender Artillerie unterstützt, welche ihr in allen Gangarten mit gleicher Schnelligkeit folgen kann. Während die Kavallerie auf der Rückzugsstraße des Feindes demselben — wie der Ausdruck lautet — auf den Fersen oder in den Hufeisen liegt, um niederzumachen oder gefangen zu nehmen, was sie

kann, biegt die Artillerie seitwärts aus, gewinnt im Galopp eine Feuerstellung in der Flanke des fliehenden oder doch im eiligen Rückzuge befindlichen Feindes und überschüttet ihn mit Granaten und Schrapnels.

Aber beide Truppengattungen, wie vortheilhaft auch ihre Verbindung ist, die höchste Gewalt der blanken Waffe mit der höchsten Feuerwirkung, finden doch auch ihre Grenze der Verfolgung, wo sie von derselben absteigen müssen: entweder da, wo der Athem ihrer Pferde erschöpft ist, oder wo der Feind ein Terrain gewinnt, in welchem Kavallerie und Artillerie nicht mehr kämpfen können: einen Wald, ein günstig gelegenes Dorf, durchschnittenes Terrain, Höhenzüge zc. Dies macht, wie vorher schon gesagt, die Mitwirkung von Infanterie nöthig. Diese kann freilich den beiden berittenen Truppengattungen nicht auf dem Fuße folgen, aber sie rückt stetig, abwechselnd im gewöhnlichen schnellen und im Laufsritt nach; leichte Infanterie, welche doch zur Verfolgung genommen wird, kann darin Unglaubliches leisten. Hat nun die feindliche Nachhut ein Terrain besetzt, in welchem Kavallerie und Artillerie ihr direkt nichts mehr anhaben können, so nimmt die nachgerückte Infanterie, welche auch Fußartillerie mit sich bringen wird, das Gefecht auf, wirft den Gegner aus der Stellung, die er ohnehin nicht lange festhalten darf, um nicht ganz von seiner fortmarschirenden Hauptmasse abzukommen, und überläßt, wo irgend wieder freies Terrain ist, den andern Waffen die weitere Ausbeutung des errungenen Erfolges.

Das ist die unmittelbare Verfolgung. Eine vollständige Benützung des Sieges muß aber weiter gehen, um die geschlagene feindliche Armee ganz aufzulösen und für fernere Operationen unfähig zu machen.

Nicht bloß die Avantgarde muß den zuerst dem Feinde nachgeschickten Truppen folgen, um ihnen mehr Nachdruck zu geben, sondern auch das ganze siegreiche Heer darf nicht auf seinen Lorbeern ruhen. Es kommt darauf an, wenn irgend möglich, den Feind von den Sammelpunkten, von den Waffenplätzen in seinem Rücken, von seiner Operationsbasis und deren Hilfsquellen, wo er wieder einen Halt findet und erstarken kann, abzuschneiden und diese Hilfsquellen, so weit das erreichbar, zur eigenen Benützung zu gewinnen. Dann erst darf der Feldherr hoffen, den Gegner vollständig zu vernichten, was freilich nicht wörtlich zu nehmen ist, denn Armeen von einer Stärke, wie sie

gegenwärtig im Felde erscheinen, sind nicht zu vernichten, wohl aber kann ihre Widerstandsfähigkeit vollkommen gebrochen und vernichtet werden, dann ist es eben der Gegner auch als solcher.

Eine große Aufgabe für die Feldherrnkunst, welche hier gestellt ist; sie kann aber erreicht werden, wenn der leitende Stratege sie von Anfang an in seine Berechnung gezogen und seinen Kriegsplan darauf angelegt hat. Freilich erfordert sie geschickte Generale, welche die getrennten Corps zum Zusammenwirken im Geiste des Operationsplanes gut zu führen verstehen; von den Truppen fordert sie die größten Anstrengungen, Gewaltmärsche, wo keine Eisenbahnen benutzt werden können, und mancherlei Entbehrungen, die nicht ausbleiben. Aber der Lohn dafür ist auch herrlich. Der Krieg wird rasch entschieden, es sind nicht immer wieder neue blutige Schlachten nöthig, ein Schlag mit guter Benutzung des Sieges ist genügend.

Nicht immer war dieser Gedanke maßgebend. Es gab sogar eine Zeit, in welcher der lächerliche Grundsatz aufgestellt wurde: einem geschlagenen Feinde müsse man goldene Brücken bauen. Das war die Zeit der Ueberfeinerung und Verklünstelung in der Kriegführung, wo sich die Feldherren in ausgeklügelten Heeresbewegungen gegenseitig zu überbieten, Vortheile abzugewinnen, aus sogenannten unangreifbaren Stellungen — unangreifbar für die damalige Taktik! — wegzumanoëvriren suchten und schon die aberwitzige Maxime geäußert wurde: die Schlacht sei nur der Nothbehelf eines Stümpers in der Kriegskunst! Es waren solche Kriegsweise besonders die Nachhänger Turenne's, den die Franzosen den Großen nennen, wir aber den Nordbrenner der Pfalz, die er zuerst auf Befehl seines Königs verwüstete, was später die Melac, Montclar und Genossen in noch schäußlicherer Weise fortsetzten. Der Kurfürst von der Pfalz, zu schwach sein Land gegen Frankreichs Nordbrenner- und Räuberbanden zu schützen, forderte deren Anführer, den „ritterlichen“ Turenne, zum Zweikampfe, welche Ehre dieser jedoch ablehnte. Turenne, den man sonst zu den besten Feldherren zählt, war auch nicht frei von der Vorliebe für künstliche Manöver, welche den Krieg erfolglos in die Länge ziehen, er hatte jedoch immer großartige Ziele dabei; seine Schüler und Nachahmer dagegen hatten, wie es gewöhnlich der Fall, den Meister falsch verstanden, nur die Form, nicht den Geist erfaßt. Bei solcher Kriegführung konnte von

großen Erfolgen und deren Benutzung nicht die Rede sein.

War es hier ein Irrweg, auf welchen die Feldherren gerathen waren, so hatte es noch früher in den Söldnerkriegen Italiens eine Zeit gegeben, in welchen die Schlacht und somit die Benutzung des Sieges aus den schönsten Weggründen vermieden wurde. Die Söldnerführer — Condottieri genannt — waren kontraktlich für eine gewisse Zeit in Kriegsdienst genommen, sie hatten dafür eine gewisse Macht aufzubringen und den Krieg für ihre Brodherrn, meist die unter einander verfeindeten Städte, zu führen. Beendigten sie den Krieg mit raschen zerschmetternden Schlägen, so war ihr Geschäft aus, ihr Erwerb vorüber, sie fanden es daher in ihrem Interesse, dem Feinde so wenig Herzleid als möglich anzuthun und dadurch den Krieg, von welchem sie lebten, möglichst zu verlängern. Der Krieg wurde dadurch zum unblutigen Spiel. Schlachten wurden zwar dem Namen nach geliefert, aber die großen, prächtigen Reitergeschnader ritten nur gegen einander auf, tummelten sich hin und her, suchten sich gegenseitig zu überflügeln und dadurch zum Rückzuge zu bewegen, hieben aber nicht auf einander ein — das taktische Vorbild zu den strategischen Meisterstücken eines Turenne und Montecucoli. — Es gab Schlachten, in denen nicht ein einziger Mann fiel.

Im 18. Jahrhundert, selbst zu Friedrichs des Großen Zeit, der seine Schlachtpläne doch immer auf eine Vernichtung des Gegners anlegte, war eine Benutzung des Sieges in diesem Sinne aus andern Gründen nicht möglich. Die Taktik jener Zeit kannte die Reserve in der Schlacht nur dem Namen nach, ihren Gebrauch zu jenem wichtigen Zweck gar nicht. Man nannte nämlich ein drittes Treffen, das in der Schlachtordnung gebildet wurde (meist aus Reiterei, welche im ersten und zweiten keinen Platz mehr gefunden hatte), wohl Reserve, aber dasselbe wurde nicht zu großen Entscheidungen aufgespart, sondern oft gleich im Anfange mit in die Schlacht gezogen, wie durch Zietzen bei Prag und Leuthen. Wenn dann die Schlacht gewonnen war, so fehlte es an Truppen zur Verfolgung und der Sieg konnte nicht ausreichend benutzt werden. Den großen König verübte daran auch die Schwäche seiner Streitkräfte im Verhältniß zu denen des Feindes, und daß er gezwungen war, wenn er einen besiegte hatte, sich schnell wieder, um nicht von den andern bei ihrer Uebermacht erdrückt zu werden, gegen

einen neuen zu wenden, oft nach einem entfernten Kriegsschauplatze. Er erkannte wohl die Mängel der Taktik seiner Zeit, es lag aber nicht in seiner Macht, sie zu ändern; um so bewundernswerther ist sein Genie, daß er trotz derselben solche Siege zu erzingen und seinen siebenjährigen Krieg, in welchem es sich um die Existenz des preussischen Staats handelte, glorreich zu Ende führen konnte.

Wir haben es schon ausgesprochen, daß Napoleon I. ein Meister in der Benutzung des Sieges gewesen ist, müssen jedoch hinzusetzen: so lange er auf der Höhe seines Ruhmes stand, im Feldzuge von 1796, in den Kriegen von 1805, 1806 und 1809. In Rußland nach der Schlacht von Borodino schon nicht mehr, in Deutschland 1813 nach dem Siege bei Dresden noch weniger, am wenigsten nach dem Siege bei Ligny 1815 über seinen gefährlichsten Feind, Blücher. Hätte er diesen Sieg im Geiste seiner alten Kriegsführung benutzt, so würde Blücher nicht bei Waterloo zur Rettung Wellingtons erschienen sein und der Kaiser nicht die Niederlage erlitten haben, welche seine wieder aufgerichtete Macht mit einem Schlage vernichtete. Ohne die meisterhafte Benutzung des Sieges von Waterloo, ohne die Verfolgung bis zum letzten Hauch von Menschen und Pferden, welche Gneisenau leitete, ein unerreichtes Vorbild für alle Zeiten, wäre aber vielleicht der Sturz Napoleons nicht die unmittelbare Folge gewesen — wer kann die Wechselfälle berechnen, die noch zu seinen Gunsten, wenn auch nur das Unglück aufhaltend und mildernd, hätten eintreten können!

Die Kriege nach 1815 bieten kein Interesse für unsern Stoff, bis wieder in unsern Tagen eine neue Aera für die Kriegskunst anbrach. Es haben sich zwar auch Stimmen erhoben, welche die Benutzung des Sieges von Königgrätz 1866 einer scharfen Kritik unterworfen haben, und der Schein einer gewissen Berechtigung ist ihrem Urtheil nicht abzuspreehen. Wenn die Verfolgung, zu welcher an dem langen Tage im Hochsommer noch mehrere Stunden zu Gebot standen, von der Kavallerie, die noch viele ganz intakt gebliebene Schwadronen hatte, mit der Energie von Waterloo aufgenommen worden wäre, so hätte die geschlagene Armee in ihrer gänzlichen Auflösung mit der Elbe im Rücken wohl kaum der furchtbarsten Katastrophe entgehen können. Indessen muß die Kritik, wenn sie gerecht sein will, in ihrem Urtheil überhaupt vorsichtig sein, da ihr selbst über Kriegsbegebenheiten vergangener

Zeit noch viele Aufschlüsse über die Beweggründe und Triebfedern manches Entschlusses, den wahren Zusammenhang der Thatfachen und mächtige Einflüsse, welche dabei gewirkt, fehlen, wie viel mehr ist das der Fall in den Kriegen der Gegenwart, trotz aller officiellen Berichte und Darstellungen.

Vom Kriege von 1870 fehlen zum größten Theil auch noch diese officiellen Aktenstücke. So viel sich aber nach den Thatfachen urtheilen läßt, ist die Benutzung der deutschen Siege eine vortreffliche gewesen, sonst hätte es nicht gelingen können, im Laufe eines einzigen Monats die auf ihren alten Kriegsruhm so stolze, unleugbar treffliche und tapfere, in ganz Europa als eine der ersten angesehenen Armee in rasch sich folgenden Schlägen bis zur Waffenstreckung, selten erhört in der Kriegsgeschichte, niederzuwerfen. Vorzüglich muß der großartige Gebrauch der Kavallerie zur Verfolgung und zur Ueberschwemmung weiter Landsrücke hervorgehoben werden. Interessant wird es sein, das Nähere über die Operationen dieses deutschen Nationalkrieges zu erfahren, vor der Hand müssen wir uns aber noch bescheiden.

K. G. v. Berned.

Die Geschütze der französischen Marine.

Während das französische Landheer durchaus mit Vorderladungsgeschützen versehen ist und man erst ganz vor Kurzem angefangen hat, einige Batterien aus Hinterladungskanonen zusammenzustellen, wurden schon seit Neujahr 1869 die schweren Schiffsgeschütze zur Hinterladung eingerichtet. Alle Kanonen der Marine sind aus Gußeisen (bis auf eine Anzahl gußstählerner zu 19 Centimeter) und die Hinterladungskanonen dabei mit Stahlreifen versehen, welche in glühendem Zustande um das Rohr gelegt werden (System Parrot).

Auf der Panzerflotte werden folgende Arten von Geschützen geführt.

1) Vorderlader: 55pfündige, 11zöllige, 15zöllige und 8zöllige glatte, 8zöllige gezogene Kanonen.

2) Hinterlader: Kanonen von 14, 16, 19, 24 und 27 Centimeter Kaliber.

Glatte Vorderlader sind nur noch auf dem „Rochambeau“ und dem „Dnonbaga“; sie wurden von den Amerikanern mit übernommen. Von den 11zölligen glatten Kanonen führt der „Rochambeau“ 16, der „Dnonbaga“ 2, und von den 15zölligen glatten Kanonen führen die beiden genannten Schiffe je 2.

Mit den 14-, 16- und 19-Centimetergeschützen sind nur noch die ungepanzerten Schiffe bewaffnet. Auf den Panzerschiffen ist das Batteriegeschütz die 24-Centimeterkanone; außerdem als Turmgeschütz die zu 27 Cent. Die kleineren Geschütze sind auf den Panzerbatterien und Booten.

Wir geben jetzt eine genauere Beschreibung der vier größten Gattungen der Hinterladungs geschütze.

1) Die Kanone von 16 Centimeter

16 und eine Längenabweichung von 44 M. Mit einer Pulverladung von 7,50 Kilogramm und einem massiven, gußstählernen cylindro-ogivalen Geschöß von 45 Kilogramm beträgt die Schußweite bei 4° Elevation 1700 M. und im Uebri gen ist die Schußweite und Treffsicherheit un gefähr dieselbe wie bei Anwendung der erst genannten Munition. Auf einem Abstände von 300 M. durchschlägt das Geschöß dieser Kanone eine 5zöllige Panzerstehbe.

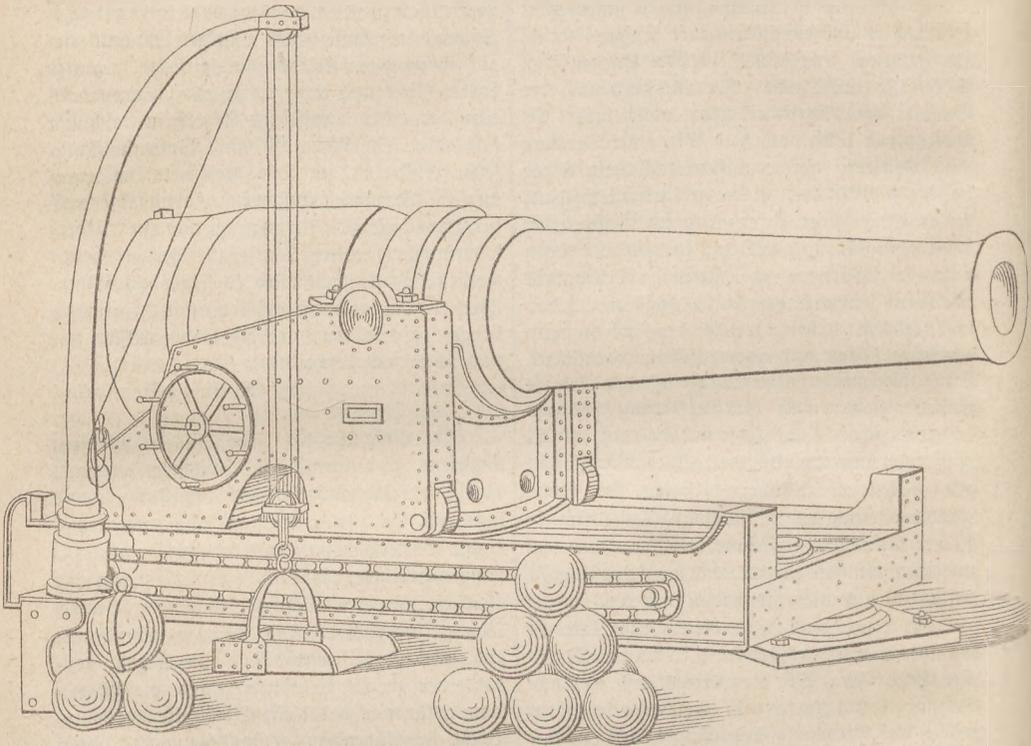


Fig. 1. Hinterladungs geschütz der französischen Marine.

Kaliber. Ihre Länge beträgt 3,385 M., ihr Durchmesser am Kammerende 0,634, ihr Kaliber 0,1647 M. und ihr Gewicht 5000 Kilogramm. Die Seele hat 3 parabolische Züge, deren Nei gung am Boden 0°, an der Mündung 6° be trägt. Es gehören zweierlei Arten von Munition zu dem Geschütz. Die erste besteht aus einer Pulverladung von 5 Kilogramm und einer gußeisernen Spitzgranate von 31,5 Kilogramm. Die Schußweite beträgt bei 2° Elevation 950 M., bei 10° Elevation 3500 M. und bei 35° Elevation 2750 M. Auf diesem letzteren Abstand hat sie eine durchschnittliche Seitenabweichung von

2) Die Kanone von 19 Centimeter Kaliber. Ihre Länge beträgt 3,80 M., ihr Durchmesser am Kammerende 0,772 M., ihr See lendurchmesser 0,194 M., ihr Gewicht 8000 Kilogr. Die Seele ist mit 5 parabolischen Zügen von derselben Neigung wie bei der 16-Centimeter kanone versehen.

Die Kanone schießt mit einer Pulverladung von 8 Kilogr. eine gußeiserne Spitzgranate von 52 Kilogr. und mit einer Pulverladung von 12,5 Kilogr. ein massives gußstählernes cylindrisches oder cylindro-ogivales Geschöß von 75 Kilogr.

Bei Anwendung der erstgenannten Munition beträgt die Schußweite bei 2° Elevation 900 M., bei 10° Elevation 3300 M. und bei 35° Elevation 7000 M. Auf diesem letzteren Abstände beträgt die durchschnittliche Seitenabweichung 14 M. und die Längenabweichung 42 M. Bei Anwendung des Vollgeschosses ist auf den kürzeren Abständen die Schußweite und Treffsicherheit ungefähr dieselbe wie bei Anwendung der anderen Munition. Auf 300 M. Abstand vermag das cylindrische und auf 800 M. Abstand das cylindro-ogivale Geschöß eine 5zöllige Panzer-scheibe zu durchbohren.

3) Die Kanone von 24 Centimeter Kaliber. Ihre Länge beträgt 4,50 M., ihr Durchmesser am Kammerende 0,980 M., ihr Seelen-Durchmesser 0,240 M., ihr Gewicht 14,000 Kilogr. Die Seele hat 5 parabolische Züge.

Bei einer Pulverladung von 16 Kilogr. und mit einer gußeisernen Spitzgranate von 100 Kilogr. beträgt die Schußweite mit 2° Elevation

1000 M., mit 10° Elevation 3600 M., mit 35° Elevation 7800 M.

Ferner schießt die Kanone mit einer Pulverladung von 20 Kilogr. ein gußstählernes cylindrisches oder cylindro-ogivales Vollgeschöß von 144 Kilogr. Mit dem cylindrischen Geschöß wird bei 3° Elevation eine Schußweite von 1020 M., mit dem cylindro-ogivalen Geschöß bei dieser Elevation eine Schußweite von 1120 M. erreicht.

Auf einem Abstände von 2000 M. durchbohren die Geschöße dieser Kanone einen 5zölligen Panzer und auf einem Abstände von 1000 M. durchschlagen sie den stärksten Schiffspanzer, der bis jetzt existirt hat. Ein cylindrisches Geschöß, das einen 5zölligen Panzer mit einer 25zölligen Holzbekleidung durchschlägt, reißt ein Eisen-

gewicht von 140—150 Kilogr. und an Holzsplittern ungefähr einen Kubikmeter los.

4) Die Kanone von 27 Centimeter Kaliber. Ihre Länge beträgt 4,66 M., ihr Durchmesser am Kammerende 1,133 M., ihr Seelendurchmesser 0,275 M. und ihr Gewicht 22,800 Kilogramm.

Die Kanone schießt mit einer Pulverladung von 24 Kilogr. eine Spitzgranate von 144 Kilogr. und mit einer Pulverladung von 30 Kilogr. ein massives gußstählernes cylindrisches oder cylindro-ogivales Geschöß von 216 Kilogr.

Der Verschlußmechanismus der Hinterladungskanonen ist von Treuille de Beaulien

nach amerikanischem Muster konstruirt. Er besteht aus einem Gußstahlcylinder (s. Fig. 2), der dem betreffenden Geschößkolben entspricht. In diesen Cylinder sind Schraubengewinde eingeschnitten, welche, um ein schnelleres Aufschrauben zu ermöglichen, der Schraubenspiindel-Peripherie nach in sechs gleiche Theile getheilt sind. Von diesen Theilen

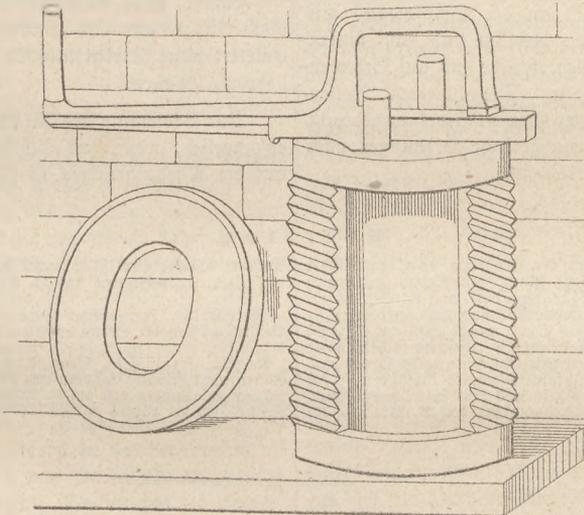


Fig. 2. Schraubenschlußcylinder des französischen Marinegeschößes.

sind 3 wiederum abgefeilt, so daß immer ein glattes und ein mit Schraubenflügeln versehenes Stück mit einander abwechselt. Die im Rohr befindliche Schraubenmutter ist in ähnlicher Weise eingerichtet und die Verschlußschraube wird nun mittelst einer Handhabe so in das Rohr eingeführt, daß ihre Flügel dabei mit den glatten Flächen der Schraubenmutter in Berührung kommen, worauf der Verschlußschraube mittelst einer Kurbel eine solche Drehung um ihre Achse gegeben wird, daß sämtliche Schraubentheile beider Verschlußstücke ineinander greifen und so das Rohr fest verschließen. Der Kopf des Schraubencylinders ist mit einem frei um eine Achse beweglichen Stahlring versehen, der eine durchlochte Scheibe aus weichem und zähem Stahl trägt, welche sich beim Schusse an die

Rohrwände preßt und die Entweichung der Gase nach hinten verhindert. Um einer ungenügenden Schließung der Verschlusschraube vorzubeugen, ist die Vorrichtung getroffen, daß der Schuß nicht abgefeuert werden kann, ohne daß die Umdrehung der Verschlusschraube vollständig stattgefunden hat. Bevor man diese Vorsicht angewendet hatte, kamen einige sehr erhebliche Unglücksfälle vor, indem die Verschlusschraube zurückgeschleudert ward. So geschah es vor mehreren Jahren am Bord des „Montebello“ und noch 1868 am Bord der „Valereuse“.

Zu dem 24-Centimetergeschütz gehört eine Lafette eigenthümlicher Konstruktion. Dieselbe ist von Eisen und ruht auf einem eisernen Rahmen. Dieser ist an der Schiffswand mit einem starken Bolzen befestigt und ruht hinten und vorn auf Rollen, welche sich auf Scheiben von Bronze bewegen. Die hinteren Rollen haben Ansätze, unter denen Hebel angebracht werden können, wenn geringe Drehungen nach den Seiten erforderlich sind.

Die Lafette selbst besteht aus zwei Wänden, welche auf den Kanten des Rahmens ruhen. Ein Zwischenstück, welches die Wände vorn verbindet, enthält Springsfedern, an welche das Anhalttau angebracht ist, um die auf dieses ausgeübte Spannung zu vermindern.

Zur Vermittelung der Höhenrichtung ist in jeder Lafettenwand unter dem Zapfenlager eine Kette angebracht, welche sich mittelst einer Kurbel durch eine Schraube ohne Ende um ein Rad bewegt. Wenn diese Vorrichtung den Dienst versagen sollte, kann die Richtung durch Keile bewerkstelligt werden, welche man unter dem Hinterende der Lafette anbringt.

Lafette und Rahmen wiegen zusammen 6500 Kilogr. und das Totalgewicht der 24-Centimeterkanone beträgt also 20,500 Kilogr., oder über 20 Tonnen.

Zur Bedienung des Geschützes sind 20 Mann erforderlich, wenn das Schiff in Bewegung ist, auf der Rhede genügen 14 Mann.

N e k r o l o g .

Gerdsdorff, Hermann Konstantin von, preussischer Generalleutnant, erlag seinen bei Sedan erhaltenen Wunden zu Schloß Brigne-aux-bois am 13. September. Er war geboren 1809, nahm 1812 und 1813 an dem russischen Feldzug im Kaukasus Theil, wurde 1848 zur Organisation der schleswig-holsteinischen Truppen kommandirt und theilte sich an mehreren Gefechten. Als Oberst und Kommandeur der 11. Infanteriebrigade kämpfte er 1864 wieder in Schleswig-Holstein und 1866 in Böhmen. Zum Generalleutnant und Kommandeur der 22. Division be-

fördert, befehligte er 1870, nach Verwundung des Generals von Boje, stellvertretend das 11. Armeecorps.

Marguerite, französischer General, † zu Beauraing in Belgien an den bei Sedan erhaltenen Wunden.

Maout, französischer General, ist in der Schlacht bei Wörth nicht getödtet, sondern nur schwer verwundet worden und seinen Wunden erst am 3. September im Kasareth zu Reichshofen bei Wörth erlegen. (Vergl. S. 382.)

T e c h n o l o g i e .

N e k r o l o g .

Brothmann, John, englischer Civilingenieur, einer der ersten, welche sich mit Eisenbahnbauten beschäftigten und nicht nur bei englischen, sondern auch bei vielen Linien des Festlandes theilhaftig war, † im Alter von 73 Jahren.

Ericson, Nils, ausgezeichneter Ingenieur, Bruder des berühmten John Ericson, † am 8. September in Stock-

holm im Alter von 68 Jahren. Der Umbau des Trolshattakanals, die Anlage des Schleusengebäudes und der Docks in Stockholm, die Kanalverbindung zwischen dem Binnensee Sätmen und der finnischen Bucht sind seine bedeutendsten Werke. Er war Direktor der schwedischen Eisenbahnen und wurde 1854 geädelt.

N e u e B ü c h e r .

Brücken- und Hochbau-Konstruktionen, Grundzüge der konstruktiven Anordnung und statischen Verwendung derselben. Von F. Heizerling. Leipzig, Felix.

Buchdruckerkunst und die verwandten Geschäftszweige, von A. Waldow. In Effen. Leipzig, Waldow.

Eisenhohöfen. Ueber die Entwicklung und Verwendung

der Wärme in den Eisenhohöfen von verschiedenen Dimensionen. Von F. E. Vell, übersetzt von P. Tunnar. Leipzig, Felix.

Jahrbuch der Erfindungen, von S. Hirzel und S. Greifsel. 6. Jahrg. Leipzig, Quandt und Pöndel.

Waarenkunde, allgemeine, von Hentel. In Effen. Erlangen, Enke.